Dachverband Lesben & Alter

LESBEN UND ALTER

6. BUNDESWEITE FACHTAGUNG

WOVON LESBISCHE FRAUEN TRÄUMEN

SOZIALE VORSORGE IM ALTER

30. Oktober
bis 1. November 2015
in Berlin Dokumentation

Gefördert vom:
Bundesministerium
für Familie, Senioren, Frauen
und Jugend

Herausgeberin
Dachverband Lesben und Alter
kontakt@lesbenundalter.de | www.lesbenundalter.de

c/o RuT e.V.
Schillerpromenade 1, 12049 Berlin
Telefon + 49 (30) 621 47 53 | mobil + 49 (160) 92 21 95 49

Berlin, Juni 2016

Tagungsort: VCH-Hotel Christophorus, Berlin
Wir danken Doris Leymann für die hervorragende Tagungsorganisation.

Redaktion: Heike Lischewski
Grafische Gestaltung und Gesamtherstellung: Adele Meyer Berlin
Druck und Bindung: Motiv Offset, Berlin
Fotos, falls nicht anders gekennzeichnet: Doris Leymann

Nachdruck und Vervielfältigung, auch in Auszügen, nur mit Genehmigung
der Herausgeberin. Alle Rechte vorbehalten.

Die 6. bundesweite Fachtagung „Lesben und Alter“ und die vorliegende Dokumentation wurden gefördert vom Bundesministerium für Familie, Senioren, Frauen und Jugend.
Vielen Dank!

Gefördert vom:
Bundesministerium für Familie, Senioren, Frauen und Jugend

Inhalt

Vorwort
Unabhängigkeit und Sicherheit im Alter
Jutta Brambach, Carolina Brauckmann, Sabine Thomsen, Bea Trampenau
Sprecherinnen Dachverband Lesben und Alter *5*

Grußwort
Elke Ferner
Parlamentarische Staatssekretärin bei der Bundesministerin
für Familie, Senioren, Frauen und Jugend *6*

Materielle Herausforderungen in der Lebensgestaltung lesbisch lebender Frauen im Alter
Kirsten Plötz *10*

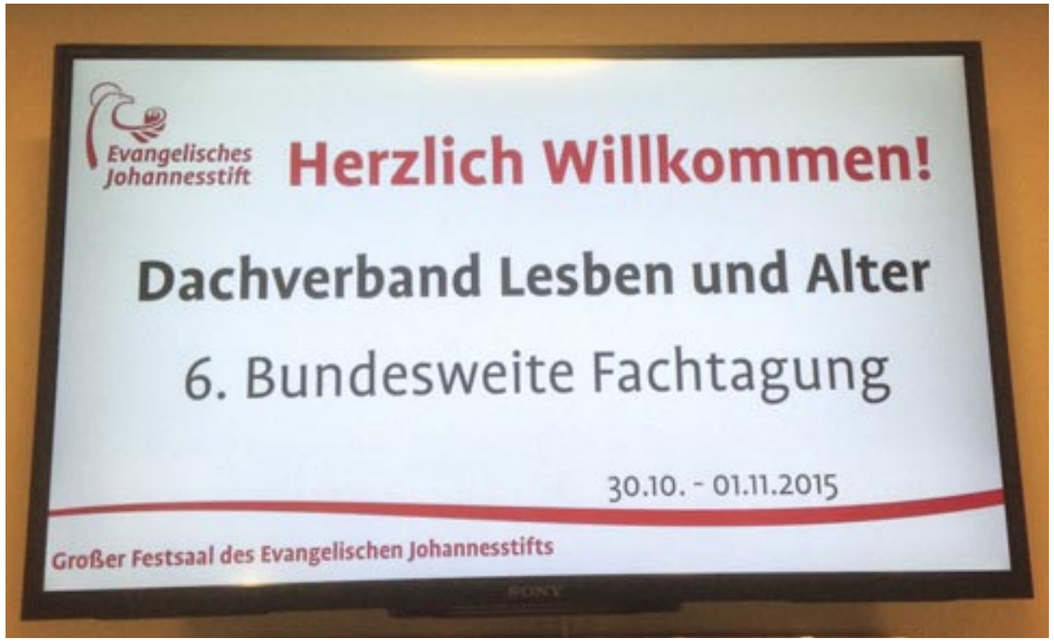
»Queer im Quartier®« (Workshop 1)
Carolina Brauckmann | Anne Simon *20*

Kleines Geld und große Pläne !? (Workshop 2)
Ulrike Janz *28*

Gemeinschaftliche Frauenwohnprojekte – eine attraktive Wohnalternative auch für Lesben? (Workshop 3)
Ruth Becker | Eveline Linke *32*

Seit dieser Nacht war ich wie verzaubert. Frauenliebende Frauen über siebzig erzählen.
Corinne Rufli *40*

Anhang *49*
Referentinnen *50*
Selbstdarstellung des Dachverbandes *51*
Bisherige Tagungen *52*
Impressionen von der Fachtagung *53*



Fotos © Annette Schulz

VORWORT

UNABHÄNGIGKEIT UND SICHERHEIT IM ALTER

Mit großen Erwartungen reisten rund 80 Fachfrauen und Netzwerkerinnen aus allen Teilen Deutschlands nach Berlin zur 6. Fachtagung des Dachverbands Lesben und Alter.
Sie wurden nicht enttäuscht. Unter dem Motto „Wovon lesbische Frauen träumen“ ging es vom 31. Oktober bis 1. November 2015 in vielen Facetten um die soziale Vorsorge für das Alter.
Zielsicher benannte Kirsten Plötz den Gender Gap, der sich besonders krass im Alter bemerkbar mache. Rentnerinnen erhalten nur etwa die Hälfte der Männer-Renten. Die Folgen einer verfehlten Familien- und Rentenpolitik bekommen Generationen von hetero- und homosexuell lebenden Frauen zu spüren. Alles, was Frauen ein unabhängiges, wirtschaftlich gefestigtes Leben ermögliche, so die promovierte Historikerin und Spezialistin für deutsche Nachkriegsgeschichte, sei auch ein lesbisches Thema. Damit war der Bezugsrahmen hergestellt.

Wirtschaftliche Eigenständigkeit herstellen

In Workshops erhielten die Teilnehmerinnen Gelegenheit, ihre Fragen zu vertiefen. Ulrike Janz vom Dachverband der Beginen verknüpfte das teilweise sehr persönlich diskutierte Geld- und Ressourcenthema mit politischen Forderungen nach ausreichender Grundsicherung und Abschaffung des Ehegattensplittings – ein Votum, dem sich der Dachverband sofort anschloss.
Um Chancen und Fallstricke gemeinschaftlicher Wohnprojekte ging es Ruth Becker, emeritierte Professorin für (feministische) Raumplanung. Kaum ein Lebensbereich sei so aufgeladen mit Erwartungen. Umso wichtiger sei es, bisherige Erfahrungen und gute Tipps zum Gelingen von Frauenwohnprojekten zu nutzen, die Becker gemeinsam mit Evelyne Linke in einer Studie veröffentlicht hat.

Teilhabe im eigenen Wohnumfeld

Ein weiterer Tagungsschwerpunkt widmete sich der altersgerechten Quartiersentwicklung. Soziale Teilhabe, Versorgungsmöglichkeiten, Unterstützungsdienste im eigenen Wohnumfeld: Wie können Lesben und Schwule darauf Einfluss nehmen? Carolina Brauckmann von der NRW-weiten Fachberatung für gleichgeschlechtliche Lebensweisen in der Seniorenarbeit erläuterte das Konzept Queer im Quartier®. Wie die Zusammenarbeit von Kommune, Community und Freien Trägern im Einzelnen funktioniert, beschrieb Anne Simon, Vorstand von WupperPride e.V. Am Beispiel der Stadt Wuppertal zeigte sich, dass solche kommunalen Prozesse einen langen Atem brauchen.

Die Liebe kam nicht zu kurz im dicht gedrängten Veranstaltungsprogramm. Corinne Rufli aus Zürich, Autorin eines kürzlich erschienenen Buches mit Porträts von frauenliebenden Frauen über siebzig, brachte zwei ihrer Protagonistinnen gleich mit auf die Bühne und ließ sie aus ihrem Leben erzählen – bewegende Schilderungen, die deutlich machten, wie schwierig es für die ältere Frauengeneration war, ein eigenständiges lesbisches Leben zu führen.

> Es wird höchste Zeit, den Anliegen von mindestens 530.000 gleichgeschlechtlich orientierten Frauen in der dritten und vierten Altersphase Gehör zu verschaffen.

Den lesbischen Blickwinkel schärfen

Fazit nach zwei intensiven Tagen, die mit dem Besuch der viel beachteten Ausstellung „Homosexualitäten“ begonnen hatten: Die große gesellschaftliche Altersdebatte darf nicht ohne ältere lesbische Frauen geführt werden.
Es wird höchste Zeit, den Anliegen von mindestens 530.000 gleichgeschlechtlich orientierten Frauen in der dritten und vierten Altersphase Gehör zu verschaffen. Eine der zentralen Aufgaben wird es sein, gemeinsam mit Bündnispartner_innen Einfluss zu nehmen auf Altersforschung, Reform- und Gesetzesvorhaben und auf die offizielle Altenberichterstattung. Der geschärfte Blick für die Lebenssituation von älteren lesbischen Frauen wird allen Frauen zu Gute kommen.

Elke Ferner, parlamentarische Staatssekretärin von Bundesfamilienministerin Manuela Schwesig, verspricht in ihrem Grußwort anlässlich der vom BMFSJF geförderten Fachtagung, sich auch weiterhin für die Interessen älterer lesbischer Frauen und schwuler Männer einzusetzen. Der Dachverband Lesben und Alter wertet dieses Statement als positives Signal für eine nachhaltige Förderung des Dachverbandes Lesben und Alter.

Jutta Brambach, Carolina Brauckmann, Sabine Thomsen, Bea Trampenau
Sprecherinnen Dachverband Lesben und Alter

Elke Ferner
Parlamentarische Staatssekretärin bei der Bundesministerin für Familie, Senioren, Frauen und Jugend

GRUSSWORT

Sehr geehrte Damen, liebe Frauen, liebe Gäste,

herzliche Grüße zur 6. Fachtagung **„Wovon lesbisch lebende Frauen träumen: Soziale Vorsorge im Alter“.**

Ich freue mich, dass Sie mit der Förderung des Bundesministeriums für Familie, Senioren, Frauen und Jugend diese Veranstaltung durchführen und sich zu einem sehr wichtigen Thema austauschen.

Die erfreuliche Nachricht: Die Menschen von heute werden im Schnitt älter als früher, sie bleiben länger gesund und aktiv. Und das Alter ist heute vielfältiger und bunter.

Die Frage, wie wir alt werden wollen, beschäftigt in unserer Gesellschaft alle – Frauen wie Männer – egal welcher sexuellen Identität.

Es gibt Themen, die für alle gleichermaßen wichtig sind: die gesundheitliche Situation, die materiellen und familiären Lebensumstände, alters-gerechtes Wohnen oder ein diskriminierungsfreies, gutes soziales Umfeld. Moderne Altersbilder und eine moderne Senioren-, Frauen und Familienpolitik tragen auch dieser Vielfalt im Alter Rechnung; sie erkennen an, dass die Vorstellungen vom Älterwerden unterschiedlich sind – je nachdem, wie jemand gelebt und geliebt hat.

Altersarmut ist zwar bislang noch nicht sehr verbreitet; den meisten Rentnerinnen und Rentnern geht es – auch im europäischen Vergleich – gut.
Allerdings sind ältere Frauen wesentlich häufiger mit einer knappen persönlichen Einkommenssituation konfrontiert als Männer.
Ursache von Altersarmut ist aber nicht das Alter selbst, sondern sie ist Folge von Benachteiligungen im Lebensverlauf und hängt insbesondere mit der zurückliegenden Erwerbs- und Einkommenssituation zusammen. Ein solides finanzielles Auskommen, von dem man im Berufsleben und danach selbstbestimmt leben kann, ist eine, wenn auch nicht die einzige Voraussetzung für ein gutes Leben auch jenseits der Erwerbsphase.

Berufswahl, Lohngerechtigkeit, Aufstiegschancen, Rollenbilder in der Gesellschaft, Möglichkeiten der Vereinbarkeit und das Rentenrecht selbst bilden den Rahmen für Gleichstellung.
Dabei ist gerade der in Deutschland nach wie vor existierende Entgeltunterschied zwischen Männern und Frauen einer der Indikatoren, der uns zeigt, dass tatsächliche Gleichstellung noch nicht erreicht ist. Die Bundesregierung hat sich ein Bündel an Maßnahmen vorgenommen, um dem Gleichstellungsauftrag des Grundgesetzes noch besser zur Durchsetzung zu verhelfen. Beispielhaft sei hier der gesetzliche Mindestlohn genannt, von dem vor allem Frauen profitieren, oder auch das Elterngeld Plus und die Familienpflegezeit, mit denen wir für eine bessere Vereinbarkeit von Familie, Pflege und Beruf sorgen.

Außerdem werden wir ein Gesetz für mehr Lohngerechtigkeit vorlegen, um damit die Entgeltlücke von 22 Prozent zu verringern. Gleiche Chancen heißt auch mehr Frauen in Führungspositionen. Die Frauenquote bzw. unser Gesetz für eine gleichberechtigte Teilhabe an Führungspositionen war daher in diesem Jahr ein politischer Meilenstein der Gleichstellung.

Wie alle anderen werden auch lesbische Frauen alt mit dem Wunsch nach Selbstständigkeit und Selbstbestimmung, nach sozialen Kontakten und sozialer Teilhabe, nach Vorsorge im Alter und guter Versorgung, wenn Pflege notwendig wird. Aber auch wenn die Gesellschaft insgesamt offener geworden ist, stecken immer noch Vorurteile in den Köpfen. Viele lesbische Frauen sehen sich im Seniorinnenalter in einer besonderen Lebenssituation.

Es ist weiterhin Sensibilisierungs-, Aufklärungs- und Entwicklungsarbeit notwendig, um älteren homosexuellen Frauen und Männern einen diskriminierungsfreien Zugang beispielsweise zu Pflegeleistungen und angemessenen Wohnformen zu gewährleisten.

Das Bundesfrauenministerium möchte dazu beitragen, Vorurteile weiter abzubauen, damit alle Menschen unabhängig von ihrer sexuellen Identität bis ins hohe Alter selbstbewusst und selbstbestimmt leben können.
Auch der Dachverband Lesben und Alter nimmt sich dieser Aufgabe an und setzt sich mit der materiellen Lebenssituation älterer lesbischer Frauen ebenso auseinander wie mit kultursensibler Pflege, mit innovativen Wohnprojekten und mit der Einbeziehung von Lesben und Schwulen in die Quartiersentwicklung.

Ich habe großen Respekt für Ihr Engagement und danke Ihnen, dass Sie sich zusammen mit uns für ein gleichberechtigtes Leben von lesbischen Frauen in unserem Land einsetzen. Deutschland war einmal Vorreiter in Europa bei der Durchsetzung gleicher Rechte von lesbischen und schwulen Menschen. Die von der SPD geführte Bundesregierung hat 2001 dafür gesorgt, dass gleichgeschlechtliche Paare eine Lebenspartnerschaft nach dem Lebenspartnerschaftsgesetz begründen können. Inzwischen ist in rund 20 Staaten in Europa sowie Nord- und Südamerika die Ehe für gleichgeschlechtliche Paare geöffnet.

Inzwischen hinken wir leider ein wenig hinterher, sind nicht mehr der Vorreiter, der wir mal waren.
Das Leben für schwule und lesbische Paare in Deutschland ist zwar durch unsere Gesetze leichter geworden. Und die Gesetze haben zu mehr Respekt gegenüber den Menschen geführt, die unterschiedlich leben und lieben. Mittlerweile ist die Gesellschaft in Deutschland aber weiter als das Gesetz.

Das Referendum in Irland hat die Debatte um die Öffnung der Ehe und eine vollständige Gleichstellung von gleichgeschlechtlichen Paaren in Deutschland genauso neu belebt, wie die Entscheidung des Obersten Gerichtes in den USA. Gäbe es ein solches Referendum in Deutschland, so dürften Schwule und Lesben bald heiraten. Knapp zwei Drittel der Befragten hat sich in einer Umfrage im Mai 2015 dafür ausgesprochen. Auch die Adoption von Kindern durch homosexuelle Paare befürwortet die Mehrheit der Menschen in Deutschland.

> Ich persönlich finde, es ist allerhöchste Zeit, dass endlich auch der Gesetzgeber auf die richtungweisenden Urteile des Bundesverfassungsgerichts und auf die Einstellungen der Bürgerinnen und Bürger reagiert.

Das Bundesverfassungsgericht hat in mehreren Entscheidungen die weitere Gleichstellung von eingetragenen Lebenspartnerschaften mit Ehen vorangebracht. Ich persönlich finde, es ist allerhöchste Zeit, dass endlich auch der Gesetzgeber auf die richtungweisenden Urteile des Bundesverfassungsgerichts und auf die Einstellungen der Bürgerinnen und Bürger reagiert und endlich die Ehe für alle öffnet. Wir müssen nicht auf eine weitere Entscheidung des Bundesfassungsgerichtes warten!

Im Bundesfamilienministerium machen wir daher Druck innerhalb der Bundesregierung. Wir verstehen uns als Taktgeber. Zum ersten Mal gibt es in einem Bundesministerium eine eigene Arbeitseinheit, die sich mit den Fragen von gleichgeschlechtlichen Lebensweisen und Geschlechtsidentität beschäftigt.

Wir unterstützen gleiche Rechte und gleiche Chancen von Schwulen, Lesben, Bisexuellen, trans- und intersexuellen Menschen in Deutschland und in anderen Ländern.
Das zieht sich durch alle Bereiche: Familie, Gleichstellung, Jugend, Senioren und Engagement. Ich verspreche, mich weiterhin mit ganzer Kraft dafür einzusetzen, dass alle Frauen und Männer, unabhängig von ihrer sexuellen Orientierung, auch im Alter selbstbewusst und selbstbestimmt leben können.

Ich wünsche Ihnen eine interessante Fachtagung und viel Erfolg bei Ihrer weiteren Arbeit.

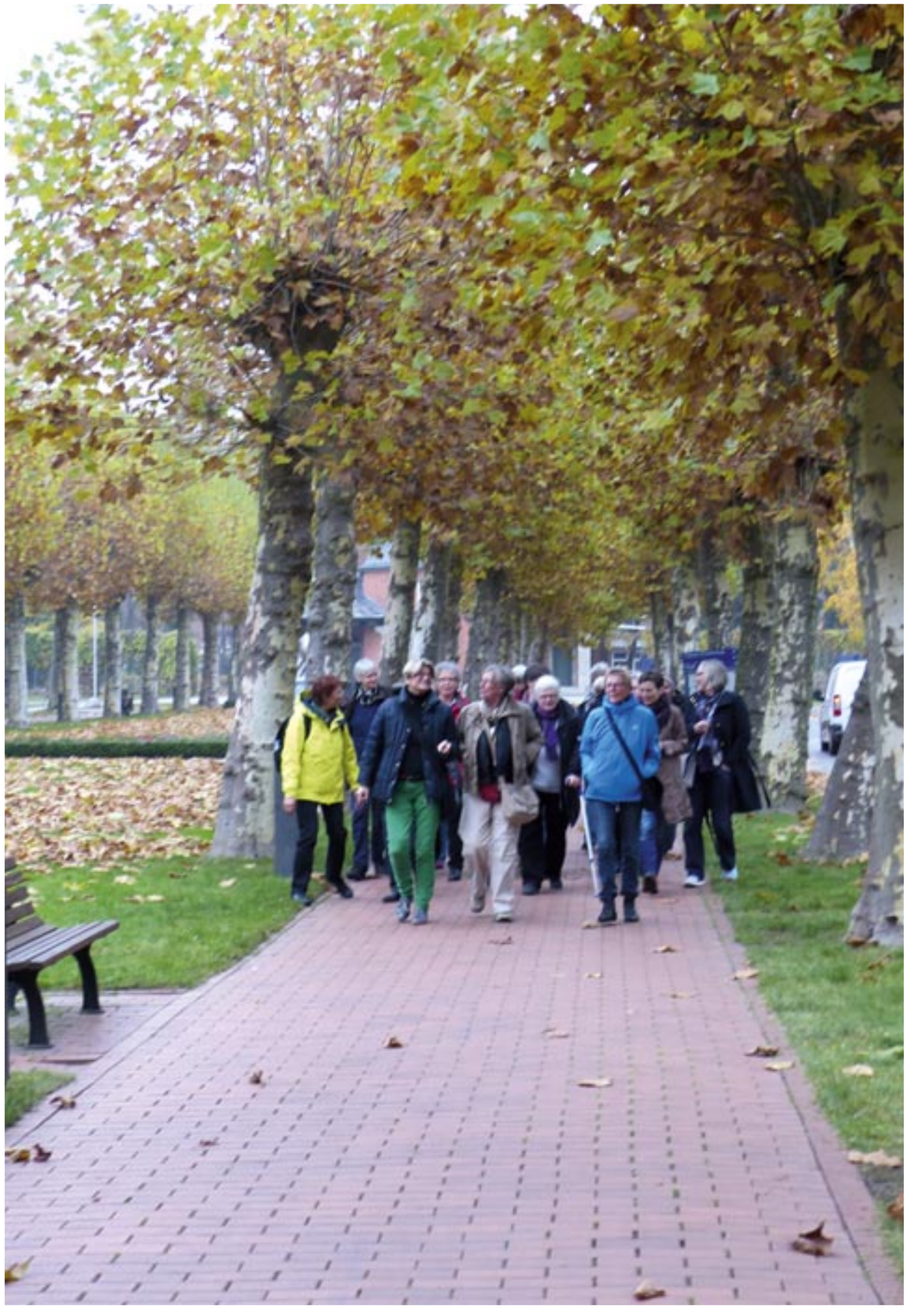


Foto © Annette Schulz

Kirsten Plötz

Materielle Herausforderungen in der Lebensgestaltung lesbisch lebender Frauen im Alter

Ist die Frage nach dem Einkommen ein allgemeines Frauenthema und damit kein lesbisches Thema? Auf eine solche Haltung treffe ich häufig, wenn ich materielle Benachteiligungen von lesbischem Leben anspreche.

Tatsächlich sind im Bereich der Erwerbsarbeit grundsätzlich Frauen gegenüber Männern benachteiligt – auch wenn die Frauen heterosexuell leben. In besonderem Maße ist diese Ungleichheit für das lesbische Leben bedeutend.

Wenn von Diskriminierungen gegenüber lesbischen Frauen die Rede ist, gerät dabei ihr Einkommen selten in den Blick. Als Beispiel sei hier eine Schrift der Stadt München angeführt, in der die Lebenssituation von Lesben und Schwulen in München erkundet wurde. Aus meiner Sicht ist es sehr positiv zu werten, dass die Stadt München diese Befragung durchführte, und die Umsetzung wirkt sehr engagiert. Es ist jedoch auffällig, dass hier ein Blickwinkel eingenommen wurde, den ich so zuspitzen möchte: Wo werden Lesben gegenüber Heteras und Schwule gegenüber Heteros benachteiligt?

So heißt es: „In Bezug auf das Einkommen unterscheiden sich Lesben und Schwule im Verhältnis zu einander nicht grundsätzlich von der Gesamtbevölkerung. Auch bei einem Vergleich des Einkommensniveaus [... der Befragten, KP] verdienen Männer teils deutlich besser als Frauen [...].“[1] Hier wurde also keine Diskriminierung festgestellt. Doch wie wirkt es sich auf die Handlungsmöglichkeiten des lesbischen Lebens aus, wenn ein Paar nur Einkommen im unteren Bereich zur Verfügung hat? Wenn ein geringes Einkommen aus der Erwerbsarbeit sich in niedrigen Altersruhegeldern niederschlägt? Dieser Gedanke fehlt in der Broschüre – und auch sonst sehr häufig.

Wie erheblich die Unterschiede im Einkommen sind, ist nicht bekannt. Das Einkommen lesbisch lebender Frauen kann nicht statistisch erfasst werden, denn statistisch relevante Merkmale existieren hier nicht. Nicht einmal die Eingetragene Lebenspartnerschaft wird flächendeckend statistisch erfasst.

Daher kann im Folgenden nur eine Annäherung versucht werden. So fragte ich für diesen Vortrag beim Statistischen Bundesamt an, welche aktuellen Statistiken über Altersruhegelder (Renten und Pensionen) nach Geschlecht und Alter vorliegen. Das Statistische Bundesamt antwortete, solche Statistiken lägen nicht vor.[2] Auch der Datenreport 2013 gibt keine Auskunft über

Altersruhegelder und deren Verteilung nach Geschlecht.[3]

Vor einigen Jahren war noch mehr darüber zu erfahren. Das Statische Taschenbuch von 2010 enthält Zahlen, die sich wie folgt zusammenfassen lassen: Rund die Hälfte der Rentnerinnen erhielt unter 450 Euro Altersrente im Monat, insgesamt erhielt drei Viertel aller Rentnerinnen weniger als 750 Euro. Rund drei Viertel aller männlichen Rentner erhielt dagegen mehr als 750 Euro Altersrente im Monat.[4]

Auch Ende der 1990er Jahre und zu Beginn dieses Jahrhunderts bezogen Rentnerinnen statistisch weniger als die Hälfte der Durchschnittsrente eines Mannes.[5] So war die Altersrente der Arbeiter z.B. im Juli 2003 mehr als doppelt so hoch wie die der Arbeiterinnen. Die Altersrente der männlichen Angestellten war um mehr als die Hälfte höher als die der weiblichen Angestellten.[6]

Eine Studie im Auftrag des Bundesministeriums für Familie, Senioren, Frauen und Jugend kommt zu dem Schluss, dass sich das Aufklaffen des Gender Pension Gap als eine der großen gleichstellungspolitischen Herausforderungen unserer Zeit darstellt. In der Bundesrepublik beziehen Frauen laut der Studie durchschnittlich knapp 60% weniger Alterssicherungseinkommen als Männer. In den westlichen Bundesländern ist die Differenz stärker als in den östlichen, und bei den über 80-Jährigen liegt sie mit 66% sehr hoch, bei den 65- bis 70-Jährigen mit 54,3% niedriger.[7]

Ein großer Teil der Frauen erhielt und erhält damit Altersrenten unter der bzw. rund um die Armutsgrenze. Staatliche Unterstützung im Alter liegt daher nahe. Laut Statistischem Bundesamt erhielten 2013 fast doppelt so viele Frauen wie Männer ab 65 Jahren Hilfe zum Lebensunterhalt.[8] Die Grundsicherung im Alter und bei Erwerbsminderung beziehen rund 1,7-mal mehr Frauen als Männer über 65 Jahre. Frauen beziehen die Grundsicherung vor allem ab 65 Jahren: Diese Altersgruppe erhält rund drei Fünftel der Grundsicherung, die an Frauen gezahlt wird. Bei Männern geht deutlich mehr als die Hälfte an unter 65jährige; hier wird die Grundsicherung also eher wegen Erwerbsminderung und weniger im Alter in Anspruch genommen.[9] Auf Frauen entfällt seit langer Zeit der größte Teil der Altersarmut.[10] Die Mütterrente gleicht kaum etwas aus.[11]

Im zurzeit aktuellen 4. Armutsbericht der Bundesregierung spiegelt sich die Ungleichheit der Altersruhegelder nach Geschlecht nicht. Zu Recht kritisiert der Deutsche Gewerkschaftsbund diesen Armutsbericht: „... irritierend ist das Fehlen einer konsequenten geschlechtsspezifischen Darstellung aller Daten, Analysen und Botschaften. Das betrifft ihre Ausweisung in Tabellen und Grafiken ebenso wie die inhaltliche Darstellung der unterschiedlichen Lebensrealitäten und Problemlagen von Frauen und Männern in den einzelnen Themenfeldern in Textform. Viele Angaben sind ohne jede geschlechterspezifische Unterscheidung dargestellt.“[12]

Im Bundestag merkte der Abgeordnete Matthias Birkwald (Linke) an, dass in einem guten Armutsbericht auf Seite 2 stehen müsste, „dass Beschäftigte 45 Jahre lang einen Stundenlohn von 14,57 Euro erhalten müssten, wenn sie im Alter

eine Rente in Höhe von 979 Euro netto erhalten wollten.“[13]

Für viele Frauen war und ist dies angesichts des Gender-Gaps unmöglich. Frauen sind häufig in den unteren Lohn- und Gehaltsklassen anzutreffen. Rentenansprüche, die auf Teilzeitarbeit gründen oder auf Vollzeitarbeit in ‚klassischen Frauenberufen’ (z.B. im Erziehungsbereich, dem Einzelhandel, der Textil- und Nahrungsmittelindustrie etc.), sind ausgesprochen gering.[14]
Diese Aussagen von 1999 sind nach wie vor aktuell. Statistisch ist die Verteilung der Erwerbseinkommen zwischen den Geschlechtern auch bei Vollzeiterwerb deutlich ungleich.[15]

Kurz: Die Alterssicherung für Frauen ist so ungenügend, dass Hilfe zum Lebensunterhalt und Grundsicherung in deutlich höherem Maße nötig sind als bei Männern. Altersarmut ist ein eher weibliches als ein männliches Thema.

Armut im Alter trifft überdurchschnittlich viele unverheiratete Frauen.[16]
Leben Frauen nicht lebenslang in einer Ehe, bringt dies oft spürbare materielle Nachteile mit sich.[17] Die soziale Sicherung im Alter ist für viele Frauen eher über eine Ehe mit einem männlichen „Ernährer“ zu erreichen als über ihre eigene Erwerbsarbeit.

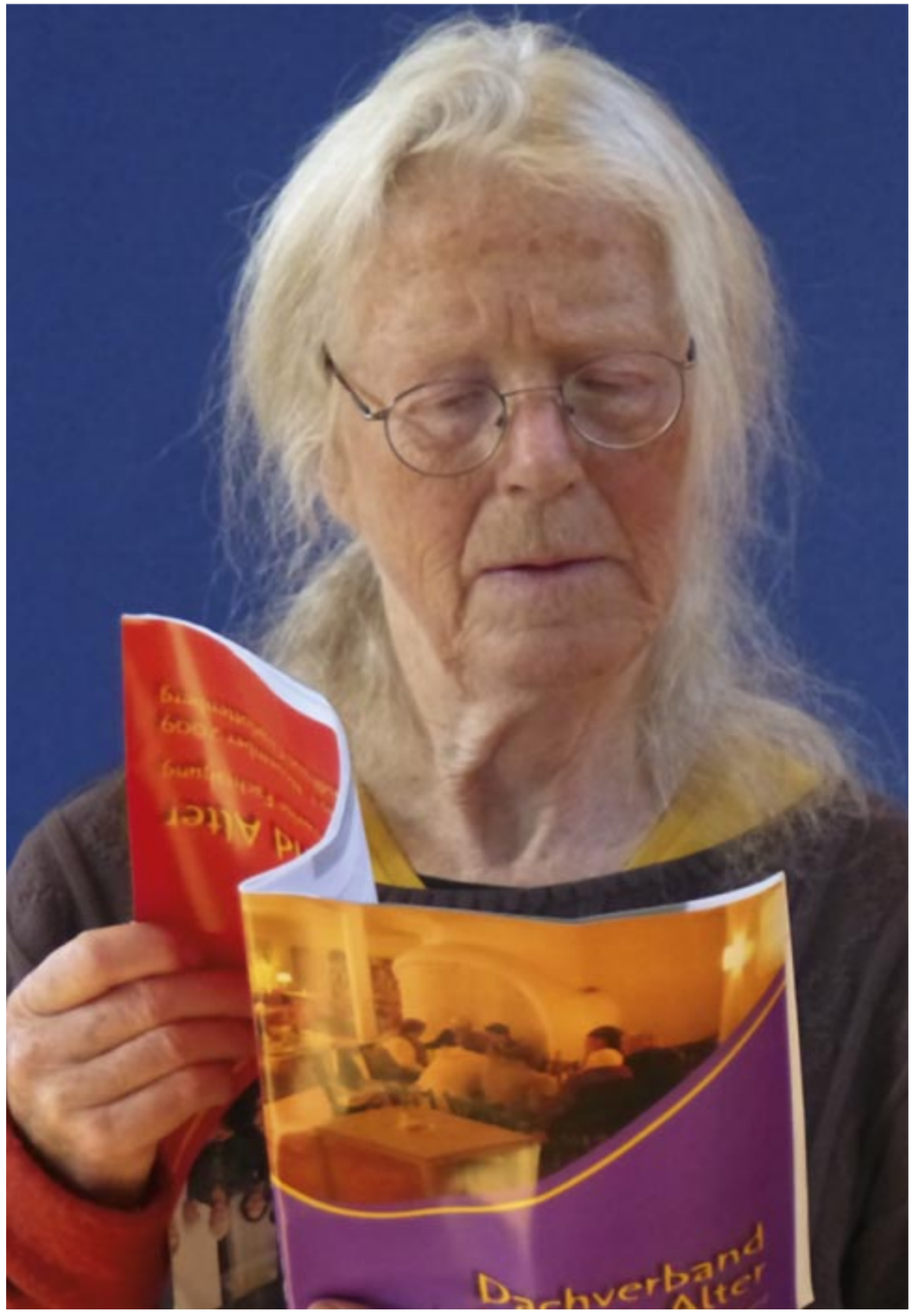
Fürs lesbische Leben ist ein männlicher „Ernährer“ keine angemessene Option. So manche der heute älteren lesbisch lebenden Frauen hat zwar in ihrer Jugend geheiratet, ist aktuell jedoch geschieden oder verwitwet.[18] Wie viele von ihnen aus wirtschaftlichen Gründen heirateten, ist unbekannt.

Die wirtschaftliche Bedeutung der Ehe für Frauen ist nicht neu. Im 20. Jahrhundert wurde, so die Historikerin Karin Hausen, mit großem Nachdruck und ungewöhnlich breitem Konsens darauf hingearbeitet, das Modell vom Mann als Ernährer und der mit ihm verheirateten Frau als Hausfrau bzw. Zuverdienerin „fest in die Gesellschafts- und Wirtschaftsverhältnisse einzuschreiben“.[19] Das 1900 in Kraft getretene Eherecht des Bürgerlichen Gesetzbuches war, so eine Sozialrichterin, „deutlich von der Vorstellung bestimmt, daß den Interessen des Mannes in jeder Hinsicht der Vorrang gebühre. […] Einkünfte aus dem Frauenvermögen waren Einkünfte des Mannes, ebenso der Ertrag der Mitarbeit der Frau […].“[20]
1952 forderten Delegierte der 1. Bundes-Frauenkonferenz des DGB gleichen Lohn für gleiche Arbeit, bessere Ausbildungen der Mädchen, mehr Berufe für Frauen und keine höhere Besteuerung lediger Frauen.[21]

Die Ungleichheit für die Geschlechter am Arbeitsmarkt wurde und wird in die Altersruhegelder hinein verlängert. Entscheidend war hier die Rentenreform von 1957.

Gleichzeitig wurde in der frühen Bundesrepublik die Ehe als alternativloses Lebensziel der weiblichen Bevölkerung propagiert. Anerkannte Lebenswege für ein lediges Frauenleben schwanden. In den Geburtsjahrgängen ab ca. 1930 endete nun der „Frauenüberschuß“, der durch die beiden Weltkriege entstanden war. Junge Frauen konnten und sollten heiraten – und sie taten es in großer Zahl.[22]
Die Ehescheidung wurde 1961 erheblich erschwert und steigerte die persönliche Abhängigkeit der Ehefrauen von ihren Männern, denn „schuldig“ Geschiedene erhielten keinen Unterhalt.[23]
Dieses tiefgreifende, konservative Experiment wurde vor allem in der frühen Bundesrepublik bis in die 1960er Jahre hinein durchgesetzt. Die massive Benachteiligung von Frauen im Erwerbsleben machte laut einer Journalistin eines der Hauptprobleme unverheirateter Frauen aus.[24] Erst 1955 hatte das Bundesarbeitsgericht die gängige Praxis, Frauen für die gleiche Arbeit deutlich geringer zu entlohnen als Männer, für rechtswidrig erklärt. Allerdings regte das Gericht „Leichtlohngruppen” an.[25] Mit Verweis auf eine spätere Ehe und damit mehr oder weniger ausdrücklich auf einen Ehemann als Ernährer war es üblich, dass Mädchen eine nachgeordnete und einfache Ausbildung erhielten oder angelernt wurden oder gar aber keine Berufsausbildung absolvierten. Die Löhne bzw. Gehälter entsprachen dem, und Aufstiegschancen waren für Frauen gering.[26] Eine Studie des Rationalisierungskuratoriums der deutschen Wirtschaft beschrieb 1959 folgenden Zirkel: Viele Firmen verweigerten Frauen Ausbildungen und Beförderungen, weil sie annahmen, dass die potenziellen Ehefrauen mit ihrer späteren Heirat den Arbeitsplatz verließen. Waren die Firmen schließlich überzeugt, dass die Frauen blieben, hielten sie diese für zu alt, um sie zu fördern.[27]

Die Ungleichheit für die Geschlechter am Arbeitsmarkt wurde und wird in die Altersruhegelder hinein verlängert. Entscheidend war hier die Rentenreform von 1957, die eine neue Struktur der Berechnung vorgab. Grundsätzlich sollten Altersruhegelder die Einkünfte spiegeln, die während der Erwerbsphase bezogen



worden waren. So vergrößerte sich durch diese Reform der Abstand zwischen Frauen- und Männeraltersruhegeldern. Auch wurde für Frauen die Möglichkeit einer Beitragserstattung bei einer Eheschließung wieder eingeführt. Wurde die Ehe geschieden, waren die gezahlten Beiträge für die Altersrente verloren. Während der nächsten zehn Jahre machte die Mehrheit der Ehefrauen von dieser Beitragserstattung Gebrauch.[28]

Altersruhegelder für Frauen waren gering: 1960 erhielten 97% der Arbeiterinnen und 68% der weiblichen Angestellten Renten, die unter der Armutsgrenze lagen.[29] 1962 trat, vielleicht auch deshalb, das Bundessozialhilfegesetz in Kraft, das bis 2004 die Sozialhilfe regeln sollte. 1963 jedenfalls erhielt bereits rund eine Viertelmillion unverheirateter Frauen über 65 Jahre diese neue Leistung.[30]

Die Rentenreform war eine Maßnahme der Regierung Adenauer. Der DDR war nicht, wie der Bundesrepublik, daran gelegen, dass Frauen in historisch vorher unbekanntem Ausmaß zu nichterwerbstätigen, abhängigen Ehefrauen wurden.[31]

Die Grundprinzipien der Rentenreform von 1957 sind noch immer gültig. Deshalb ist auch die Ungleichheit in der Alterssicherung nach Geschlecht nach wie vor aktuell. Damit sind Frauen, die ein von einem Mann unabhängiges Leben führen, strukturell benachteiligt. Diese Benachteiligung betrifft lesbisch lebende Frauen.

Konkret schlägt sich dies in lesbischen Lebensläufen wie folgt nieder, z. B. in einem Interview mit der 1937 geborenen Ursula Michaelis: *Ich habe es noch im Ohr, wie meine Tante sagte: „Gott, Hanne, das Kind heiratet doch sowieso einmal! Du glaubst doch wohl nicht, dass das Kind studieren kann?! Dann gib sie mal auf die Mittelschule!“ Und so ist es dann passiert. […] Und dann kam man da auch nicht wieder raus später! Das ging nicht! Die Abendschule besuchen, der zweite Bildungsweg: Das war in diesen 50er Jahren noch nicht drin!*[32]

Auch die 1938 geborene Christiane Kolb wurde erheblich eingeschränkt: *Also, mein Vater hat schon verweigert, mir für die Lehre irgendwie* [zu bezahlen, K.P.], *die ich machen wollte. Da musste was bezahlt werden. Ich glaube nicht, dass ich hätte studieren können.* Sie wurde dann kaufmännische Angestellte, heiratete mit ca. 21 Jahren und bekam vier Kinder. Ihre Erwerbsarbeit gab sie auf, wie es damals erwartet wurde. In den 1970er Jahren ließ sie sich scheiden. Nach der Ehe hat sie *versucht, zwei Ausbildungen – drei! – zu machen, was ich gerne gemacht hätte. Aber es ist mir verweigert worden: Ich war dann schon 40. Und, tja – das war' s dann.* Im Interview betont sie, *dass meine Rente vorne und hinten nicht reicht. Und: Für die, die so arm dran sind wie ich, mit so einer kleinen Rente, und das sind ja auch viele, also denen würde ich schon wünschen, dass sie so viel haben, dass sie gut leben können.*[33]

Ähnlich die gleichaltrige Elisabeth Deter: *Und ich wollte Architektin oder Innenarchitektin eigentlich gerne machen. Dazu brauchte man eine praktische Lehre vorne von drei Jahren vorneweg. Und dann wollte ich Tischlerei machen. Ja. „Das macht ein Mädchen nicht. Nein!“ Und dann sollte ich Näherin werden, ne. Also als Praktikum vor diesem Studium dann. Und dann habe ich gesagt: „Nee! Das kann ich nicht.“ Diese Fummelei mit dem Stoff, das hat mich so was von nervös gemacht.* Schließlich durchlief sie mehrere Ausbildungen, die ihr letztlich auch ein besseres Einkommen sicherten.[34]

Über die Altersrente, die sie erwarten kann, denkt die 1944 geborene Bärbel Klemke im Interview nach. *So üppig ist die nicht bei uns.* […] *Wir sind praktisch in der Skala ziemlich unten. Da sind, glaube ich, nur noch Friseure und noch einer da drunter. Wenn schon Banklehrlinge mit 800 Mark anfangen, jetzt Mark, nicht Euro, das weiß ich nicht, ne. Also, das ist ein bisschen viel. Dann ist ja klar, dass die nachher viel mehr kriegen.*

Eine 1936 geborene Musikerin in Altersrente meint, ihre Lage sei schwierig, weil sie als Rentnerin rund 400 Euro weniger Geld zur Verfügung habe. *Und zwar liegt das daran, dass ich mit den Kindern insgesamt knapp 13 Jahre kein Geld verdiente.* Sie war verheiratet und hat zwei Kinder groß gezogen. Gerne würde sie in einem Wohnprojekt wohnen, doch das ist *bei mir aber am Geld gescheitert. Ich habe eben nicht viel Geld, ne?*[35]

So manche ältere Frau, die jetzt lesbisch lebt, wurde „Lesbe auf dem zweiten Bildungsweg“[36]. Wenn Jahrzehnte der unentgeltlichen Familienarbeit hinter den „Late Bloomers“ liegen, ist das an den Altersruhegeldern abzulesen.

Sehr deutlich schlagen sich also die Benachteiligungen gegenüber Frauen im Bereich der Erwerbsarbeit in lesbischen Lebensläufen – und in deren Altersrenten – nieder. Dies kann jedoch keine durch üppige Daten gesättigte Aussage sein, denn über lesbisches Leben wird kaum geforscht.

Im Rhein-Main-Gebiet wurde allerdings über lesbisches Alter geforscht. Die entsprechende Umfrage ergab, dass von

den 214 befragten Lesben über 50 Jahren nur knapp 11% ein Einkommen unter 1000 Euro hatten; alle anderen lagen darüber. Das ist an sich ein erfreuliches Ergebnis. Allerdings war nur ein Drittel der befragten Frauen über 60 Jahre; wie viele von ihnen Rentnerinnen waren, ist nicht angegeben. Aus dem höheren Alter ab 75 Jahren nahm keine Frau an der Befragung teil. Viele Teilnehmerinnen kamen über den Bekanntenkreis der Forscherinnen in die Umfrage, so dass das universitäre Feld besonders stark repräsentiert war. Auch werden die Einkommen der Rentnerinnen nicht gesondert genannt.[37] Solche Daten genau zu lesen, ist entscheidend. Sonst könnte der Eindruck entstehen, dass rund 90% der älteren Lesben über ein Einkommen deutlich über der Armutsgrenze verfügen. Vermutlich wäre dieser Eindruck nicht richtig.

Eine Untersuchung aus den 1990er Jahren zeigt, dass ein sehr großer Teil der befragten lesbisch lebenden Frauen keinen typischen „Männerberuf“, sondern einen typischen „Frauenberuf“ ausübte.[38] Das Klischee von der „LKW-Lesbe“ oder dem typisch lesbischen Beruf der KFZ-Mechanikerin scheint also keinen realen Durchschnitt abzubilden – auch wenn die Öffnung der „Männerberufe“ für Frauen ab den 1970er Jahren verhältnismäßig viele lesbische Frauen gelockt haben könnte, denn dort waren Einkommen für „Ernährer“ zu finden.

Eine Struktur, die Frauen vor allem den Platz von wirtschaftlich abhängigen Ehefrauen zuweist, führt zu Unfreiheit und schränkt die Möglichkeiten ein, ein lesbisches Leben zu führen. Daher sollten die notwendigen Schritte, um Frauen – auch mit Kindern und auch im Alter – ein wirtschaftlich unabhängiges Leben zu ermöglichen, eine grundlegende Forderung lesbischer Emanzipation sein.

So gesehen, sollten z. B. Kampagnen wie die des Mindestlohns auch ein lesbisches Anliegen sein. Doch bisher ist es nicht üblich, geschlechtsspezifische Benachteiligungen in der Erwerbsarbeit als wichtiges Thema lesbischer Emanzipation anzusehen. Als Geschäftsführerin von „Lesbisch in Niedersachsen“ machte ich 2014/15 die Erfahrung, dass es generell kaum angesprochen wird, wenn Ungleichheit und Diskriminierungen besonders lesbisch lebende Frauen treffen. So sind die rechtlichen und sozialen Diskriminierungen gegenüber Regenbogenfamilien selbst innerhalb der queeren Gemeinschaft wenig bekannt. Zusätzlich ist zu bedenken, dass es seit einigen Jahren schwieriger geworden ist, überhaupt von Diskriminierung zu sprechen. „Die gesellschaftliche Rede von der Gleichheit“, stellte Ulrike Hänsch 2003 fest, fordere „Lesben und Schwule auf, Kränkungen und Demütigungen zu verleugnen und stellt insofern selbst eine moderne Form der Disziplinierung von Lesben und Schwulen dar.“[39] Denn gleichzeitig seien Ungleichheitserfahrungen für lesbisch lebende Frauen ein Teil des Alltags.

> Daher ist es aus meiner Sicht wichtig, untereinander mehr über unsere Einkommen zu sprechen, über Mangel an Geld und den Umgang mit diesem Mangel.

So manche Frau streicht auch ihre Bescheidenheit und Genügsamkeit heraus. Das können gewählte Lebensprinzipien sein, doch es ist ebenso möglich, dass es für diese Frauen zu diesen Prinzipien kaum Alternativen gab bzw. gibt.[40] Besonders eine Kindheit in der Kriegs- und Nachkriegszeit führt oftmals dazu, dass Entbehrungen – bzw. die Fähigkeit, sie aushalten zu können – positiv geschildert werden.[41]

Daher ist es aus meiner Sicht wichtig, untereinander mehr über unsere Einkommen zu sprechen, über Mangel an Geld und den Umgang mit diesem Mangel. So wird deutlicher werden, in welchem Maße ältere lesbische Frauen im Alterssicherungssystem benachteiligt sind. Auch ist es sicherlich hilfreich, Tipps für den Umgang mit dem finanziellen Mangel austauschen zu können oder Netzwerke aufzubauen bzw. zu nutzen, in denen Güter und Kenntnisse ausgetauscht werden können. Wenn die Aufmerksamkeit für dieses Thema größer wird, kann innerhalb lesbisch-schwuler oder queerer Projekte mehr nach Einkommen umverteilt werden. Auf lange Sicht kann so vielleicht auch der Ansatz gestärkt werden, ökonomische Geschlechtergleichheit als lesbisches Emanzipationsprojekt anzusehen.

Die private Altersvorsorge ist kein empfehlenswerter Ausweg aus dieser Lage. Vor allem im unteren Einkommensbereich ist das „Riestern“ als Altersvorsorge nicht sinnvoll.[42] Interessant sind Ideen, die Struktur der Alterssicherung grundsätzlich zu verändern. Es wäre auch zu überlegen, ob die ungerechte Erwerbssituation überhaupt in die Altersruhegelder hinein verlängert werden sollte. Nach rund 60 Jahren sollten die geschlechterpolitischen Experimente der Adenauer-Ära endlich beendet werden. Die soziale Sicherung von Frauen sollte im 21. Jahrhundert nicht mehr über die Ehe, sondern über eigenes Einkommen und eigene Altersruhegelder selbstverständlich sein.

In Großbritannien, den Niederlanden und der Schweiz gibt es Mindestrenten.[43] Sockelrenten werden diskutiert. Attac plädiert für eine Bürgerversicherung und Mindestrenten.[44]

Die Linke fordert eine solidarische Mindesrente.[45]

Welcher dieser Ansätze für die Alterssicherung lesbisch lebender Frauen am besten wäre, ist noch zu diskutieren.

1 Vgl. Landeshauptstadt München (Hg.): Unter’m Regenbogen. Lesben und Schwule in München. Ergebnisse einer Befragung durch die Landeshauptstadt München. München 2004, S. 10.

2 Antwort des Statistischen Bundesamtes an mich per Mail im Oktober 2015.

3 Vgl.: Statistisches Bundesamt (Hg.): Datenreport 2013. Ein Sozialbericht für die Bundesrepublik Deutschland. O. J.

4 Bundesministerium für Arbeit und Soziales (Hg.): Statistisches Taschenbuch. Bonn 2010.

5 Vgl. z.B. Friedrich, Sybille: Die Ungleichstellung der Frau in der Altersversorgung der Bundesrepublik Deutschland. Konstanz 1998 sowie Notz, Gisela: Löcher im sozialen Netz - Sozial-Politik und Geschlecht. Frankfurt a.M. 2003.

6 In konkreten Zahlen: Die Durchschnittsrente, hier Altersrente für Arbeiter/innen, betrug im Juli 2003 für Frauen 372,65 €. Für Männer betrug sie 856,38 €. Bei der Altersrente für Angestellte betrug die Durchschnittsrente im Juli 2003 für Frauen 585,79 €, für Männer 983,13 €. Vgl. Bundesministerium für Arbeit und Soziales (Hg.): Statistisches Taschenbuch. Bonn 2004, S. 125, 130.

7 Vgl. Flory, Judith: Gender Pension Gap. Entwicklung eines Indikators für faire Einkommensperspektiven von Frauen und Männern. Eine Untersuchung des Fraunhofer-Instituts für Angewandte Informationstechnik für das Bundesministerium für Familie, Senioren, Frauen und Jugend. 2011, S. 12, 18 und 25.

8 Vgl. Statistisches Bundesamt: Sozialleistungen. Empfänger und Empfängerinnen von Hilfe zum Lebensunterhalt, Grundsicherung im Alter und bei Erwerbsminderung. Fachserie 13, Reihe 2.2. Wiesbaden 2015, S. 10.

9 Vgl. ebd., S. 22 und 40.

10 Gildemeister, Regine / Robert, Günther: Geschlechterdifferenzierungen in lebenszeitlicher Perspektive. Wiesbaden 2008.

11 Vgl. Groll, Tina: Die Frauen werden fürs Erziehen bestraft. www.zeit.de/karriere/2014-11/altersarmut-frauen-muetterrente-kommentar.

12 DGB: Analyse des Vierten Armuts- und Reichtumsberichts der Bundesregierung. Erschienen im Sozialmagazin Nr. 3 – 4. 2013 [online abgerufen].

13 Stenographischer Bericht, Deutscher Bundestag, 18. Wahlperiode, Sitzung vom 1.10.2015, S. S. 12388.

14 vgl. z.B. Janz, Ulrike: Lesben – Armut – Perspektiven. In: Beiträge zur feministischen Theorie und Praxis 22 (1999), Heft 52, S. 73-84, hier S. 78.

15 Vgl. Statistisches Bundesamt, Datenreport 2013, S. 130-132.

16 Vgl. z.B. Backes, Gertrud M.: Lebenslagen und Alter(n)sformen von Frauen und Männern in den alten und neuen Bundesländern. In: Deutsches Zentrum für Altersfragen (Hg.): Lebenslagen, soziale Ressourcen und gesellschaftliche Integration im Alter. Expertisen zum Dritten Altenbericht der Bundesregierung – Band III. Opladen 2001, S. 11-115, hier S. 57.

17 Vgl. z.B. Notz 2003.

18 Vgl. Plötz, Kirsten: Lesbische ALTERnativen. Alltagsleben, Erwartungen, Wünsche. Königstein i.T. 2006.

19 Hausen, Karin: Frauenerwerbstätigkeit und erwerbstätige Frauen. Anmerkungen zur historischen Forschung. In: Budde, Gunilla Friederike (Hg.): Frauen arbeiten. Weibliche Erwerbstätigkeit in Ost- und Westdeutschland nach 1945. Göttingen 1997, S. 19-45, S. 21.

20 Kohleiss, Annelies: Frauenrechte in der gesetzlichen Rentenversicherung. In: Gerhard, Ute /Schwarzer, Alice / Slupik, Vera (Hg.): Auf Kosten der Frauen. Frauenrechte im Sozialstaat. Weinheim / Basel 1988, S. 117-172 hier, S. 123.

21 Vgl. Deutscher Gewerkschaftsbund: 1. Bundes-Frauenkonferenz Mainz, 27. bis 29. Mai 1952. O.O. o.J.

22 Vgl. Plötz, Kirsten: „Als fehle die bessere Hälfte. „Alleinstehende“ Frauen in der frühen BRD 1949 – 1969. Königstein/Taunus 2005, S. 29-57, 149f, 170f.

23 Vgl. Plötz, Kirsten: Als fehle die bessere Hälfte. „Alleinstehende“ Frauen in der frühen BRD 1949-1969. Königstein i.T. 2005, S. 174. Erst 1977 wurde dieses Recht abgelöst; seitdem gilt auch das Zerrüttungsprinzip.

24 Vgl. Bohne, Regina: Das Geschick der zwei Millionen. Die alleinlebende Frau in unserer Gesellschaft. Düsseldorf 1960.

25 Vgl. Moeller, Robert G.: Geschützte Mütter. Frauen und Familien in der westdeutschen Nachkriegspolitik. München 1997, S. 243f.

26 So stellt die Frauen-Enquete 1969 fest, häufig fände sich „die Auffassung, daß das Mädchen nur vorübergehend bis zur Eheschließung, allenfalls bis zur Geburt eines Kindes berufstätig sein werde und deshalb – unabhängig von Eignung und Leistungsvermögen – eine zeitraubende und kostspielige Ausbildung sich nicht lohne. Da jedoch vielfache Erfahrung zeigt, daß solche Lebensvorstellungen nicht selten mit der Wirklichkeit keineswegs übereinstimmen, [...] ziehen andere Mädchen diese Möglichkeit in Betracht und richten sich in der Wahl einer entsprechenden Berufsausbildung auf sie ein.“ (Bundestagsdrucksache V/909: Bericht der Bundesregierung über die Situation der Frauen in Beruf, Familie und Gesellschaft [1966], S.77) Und an anderer Stelle: „Die meisten Frauen arbeiten in einfachen und mittleren Stellen“. (Ebd., S. 78; siehe auch 79-82). Schon 1963 hatte die Bundesregierung festgestellt, dass annähernd 90% der Jugendlichen, die lediglich eine Anlernzeit statt einer Lehre absolvieren, weiblich sind. Vgl. Presse- und Informationsamt der Bundesregierung (Hg.): Regierung Adenauer 1949 – 1963. Wiesbaden 1963, besonders S. 612-614, 703 und 724.

27 Vgl. Heineman, Elisabeth Diane: What Difference Does a Husband Make? Women and Marital Status in Nazi and Postwar Germany. Berkeley, Los Angeles, London 1999, S. 160. Nach einer Umfrage waren Ende der 1960er Jahre drei Viertel der Männer der Ansicht, es sei nicht ‚normal’, wenn Frauen erwerbstätig sind. Vgl. Unterm Joch. In: Spiegel 23 (1969), Nr. 33, S. 32-49, hier S. 36.

28 Vgl. Kohleiss 1988 sowie Martiny, Ulrike / Voegeli, Wolfgang: Frauen auf sich selbst gestellt. Zur Lebenssituation alleinstehender Frauen. Stuttgart, Berlin, Köln 1995.

29 Vgl. Moeller 1997, S. 211f.

30 Vgl. Öffentliche Sozialleistungen. In: Wirtschaft und Statistik 1965, S. 529-536, hier S. 530. In der Statistik ist von Frauen mit eigenem Haushalt die Rede; diese waren grundsätzlich nicht (mehr) verheiratet, denn andernfalls hätten die Ehemänner als Haushaltungsvorstände gegolten.

31 Vgl. Heineman 1999.

32 Zitiert nach Plötz 2006, S. 116. Alle Namen sind von mir anonymisiert. Die Zitate aus den Interviews stehen hier kursiv. Zwar führte ich die Interviews vor über zehn Jahren, doch es gibt keinen Hinweis, dass sich die Lage inzwischen grundlegend verändert hat.

33 Zitiert nach Plötz 2006, 117f.

34 Zitiert nach ebd., S. 128.

35 Zitiert nach Plötz 2006, S. 121.

36 So spitzte es eine befragte Frau zu. Siehe Plötz 2006, S. 131.

37 Vgl. Schmauch, Ulrike et al. (Hg.): Lesbische Frauen im Alter – ihre Lebenssituation und ihre spezifischen Bedürfnisse für ein altengerechtes Leben. Ergebnisse einer empirischen Untersuchung und Empfehlungen für die Praxis. Frankfurt a.M. 2007, S. 10.

38 Vgl. Christopher Knoll, Manfred Edinger, Günter Reisbek: Grenzgänge. Schwule und Lesben in der Arbeitswelt. München / Wien 1997, S. 34f. Die meisten Nennungen haben soziale Berufe; ebenfalls hoch sind Gesundheitsberufe und Lehrerinnen. Auch hier war die Mittelschicht verhältnismäßig stark beteiligt; der reale Anteil an Verkäuferinnen, Erzieherinnen etc. unter den lesbisch lebenden Frauen dürfte real höher liegen.

39 Hänsch, Ulrike: Individuelle Freiheiten – heterosexuelle Normen. Handlungsmöglichkeiten und Sinnkonstruktionen in Lebensgeschichten lesbischer Frauen. Opladen 2003, S. 239.

40 Davon geht Janz 1999, S. 81 zu Recht aus.

41 Vgl. z.B. Schlesinger-Kipp, Gertraud: Kindheit im Krieg und Nationalsozialismus. PsychoanalytikerInnen erinnern sich. Gießen 2012; siehe auch www.kriegskind.de.

42 Gegen das Riestern finden sich diverse Gegenreden, vgl. z. B. Lasst Riester sterben!, Focus vom 8. Dezember 2014 [online abgerufen].

43 Vgl. Meyer, Traute: Beveridge statt Bismarck! Europäische Lehren für die Alterssicherung von Frauen und Männern in Deutschland. 2013. Abzurufen unter http://library.fes.de. Siehe auch Beitrag von Gerhard, Bäcker, Ernst Kistler und Uwe G. Rehfeld im Dossier Rentenpolitik, unter www.bpb.de/politik/innenpolitik/rentenpolitik.

44 Vgl. www.attac.de/umverteilungspaket. Auch wenn die Bürgerinnen sprachlich hier nicht erscheinen, würde ein solches Prinzip mehr Geschlechtergerechtigkeit bedeuten.

45 Vgl. Drucksache 17/8481, Deutscher Bundestag, 17. Wahlperiode: Antrag der Abgeordneten Matthias W. Birkwald et al., 25.1.2012. Siehe zur Kritik an der Mindestrente von Ministerin Andrea Nahles auch die Pressemitteilung Rentenpaket mit Gerechtigkeitslücken, 29.1.2014, abzurufen unter www.linksfraktion.de.

Foto © Annette Schulz

Anne Simon (li.), Carolina Brauckmann (re.)

Carolina Brauckmann | Anne Simon

»Queer im Quartier®«

Neben den beiden Referentinnen nahmen acht Frauen aus unterschiedlichen Funktionen an dem Workshop teil: eine Referentin der Leitstelle für Senioren (Frankfurt/M.), eine Mitwirkende einer privat organisierten Wohnprojekt-Gruppe (Köln), eine Wissenschaftlerin der FH Frankfurt/M. für soziale und Stadtteilarbeit, eine Mitarbeiterin von RuT (Berlin), eine Aktivistin von Intervention e.V. und LuK (Hamburg), eine Mitarbeiterin vom Generationennetz Gelsenkirchen sowie Teilnehmerinnen aus privaten Kontexten.

Im ersten Teil erläuterte **Carolina Brauckmann** in einem ppt-gestützten Impulsvortrag das von der Landesfachberatung entwickelte Konzept „Queer im Quartier®“. Hintergrund ist die Erkenntnis, dass viele älter werdende Lesben und Schwule einen autonomen, oftmals auf die eigene Community bezogenen Lebensstil gewohnt sind. Allerdings werden mit zunehmendem Alter Kontakte und Versorgungsmöglichkeiten in der nahen Umgebung immer wichtiger. Um einer drohenden Isolierung zu entgehen, ist es notwendig, neue soziale Netze zu knüpfen und professionelle Unterstützungsangebote lesben- und schwulenfreundlich zu gestalten.

Leitziele des Konzepts „Queer im Quartier®“: Lesben und Schwule
- leben und altern in vertrauter Umgebung
- erleben (und vermitteln) Akzeptanz und Gemeinschaft
- sind Teil von generationenübergreifenden Bündnissen
- wohnen in alters- und bedarfsgerecht ausgebauten Wohnungen
- nehmen kultursensibel geschulte Versorgungssysteme in Anspruch.

Um diese Ziele im Rahmen der altersgerechten Quartiersentwicklung zu erreichen, sind Kooperationen notwendig – d.h. eine Zusammenarbeit mit Haupt- und Ehrenamtlichen aus der heterosexuellen Mehrheitsgesellschaft. Wie das geschehen kann und welche strategischen Möglichkeiten sich anbieten, zeigte Carolina Brauckmann an einigen kommunalen Beispielen auf:

- Zusammenarbeit von Kommunalverwaltungen, Trägern der Wohlfahrt, Stadtteilnetzwerken und örtlicher Community in Wuppertal (s.u.)
- Einladungen in relevante Gremien, z.B. mit Aufklärungs- und Sensibilisierungsinputs in Essen und Düsseldorf
- Berücksichtigung der Lebenserfahrungen von älteren Lesben und Schwulen in der kommunalen Altenberichterstattung
- Absicherung von lesbisch-schwulen Interessen in strategischen Papieren wie Ratsbeschlüssen in Siegen.

Das Mitmischen in der kommunalen Seniorenpolitik gehört unbedingt dazu – sei es über Einladungen in entsprechende Gremien oder über eine gelegentliche Zusammenarbeit mit den Senioreneinrichtungen. Dass Bezeichnungen wie „Seniorenzentren“ oder „Seniorenarbeit“ wenig einladend sind, verwundert nicht: Sie vermitteln ein eher altmodisches, wenig attraktives Bild und treffen darüber hinaus auch nicht den Kern der Sache. Begriffe wie Stadtteilarbeit oder Bürger_innen-Zentren wären angemessener, denn darum gehe es bei allen Quartierskonzepten: um gemeinschaftliche Orte, um ein solidarisches Miteinander und um gute, für alle zugängliche Versorgungsmöglichkeiten.

In der sich anschließenden Diskussion wurden die Vor- und Nachteile dieser bündnisorientierten Strategie aufgegriffen:
- behäbige Gremienarbeit
- Zweifel an der Bereitschaft von Nachbarn in der näheren und weiteren Umgebung, sich mit lesbisch-schwulen Lebensweisen zu beschäftigen
- Skepsis, ob frau sich tatsächlich auf das Wohnquartier einlassen will, wenn doch die Freundinnen über die ganze Stadt und darüber hinaus verteilt leben
- Ratlosigkeit in Bezug auf die „erfolgreiche Suche“ nach wohnortnahen und interessierten Lesben.

Gleichzeitig empfanden die Diskussionsteilnehmerinnen die vorgestellten Beispiele, gerade auch die politischen Strategien, motivierend. Es sei nützlich, in der Stadt, in der frau wohne, die Rahmenbedingungen für Alters-, Wohn- und Versorgungskonzepte zu kennen und sich mit den zuständigen Funktionsträger_innen in Verbindung zu setzen. Es handelt sich um eine Politik der kleinen Schritte, um auf diese Weise die Vielfalt im Alter so durchzusetzen, dass auch Lesben und Schwule daran teilhaben können.

Im zweiten Teil beschrieb **Anne Simon** von WupperPride e.V. den Prozess in Wuppertal: Wie nehmen Lesben und Schwule Einfluss auf die kommunale Seniorenarbeit? Wie gelingt es, Community, Kommune und Freie Träger so miteinander ins Gespräch zu bringen, dass gemeinsame Ziele umgesetzt werden?

Im **Handbuch der kommunalen Minderheitenpolitik für Lesben und Schwule in NRW „Im Dialog bleiben, voneinander lernen!“** wird Wuppertal neben Münster als eine der beiden NRW-Kommunen benannt, in der es eine institutionalisierte Zusammenarbeit auf kommunaler Ebene gibt.[1] Für Wuppertal wird aber, trotz des Runden Tisches vor 2004, abschließend zusammengefasst: „Die Stadt Wuppertal hält sich allerdings derzeit mit ihrem Engagement zurück.“[2] Das sollte bis 2013 so bleiben. Das war zum einen den Mehrheiten im Rat der Stadt Wuppertal seit 2004 geschuldet. Darüber hinaus hatte zwischen 2004 und 2015 mit Peter Jung ein CDU-Mann das Oberbürgermeisteramt inne.

Wie wir in Wuppertal neu anfingen:
2009 gründete sich der gemeinnützige Verein WupperPride e.V. Ein Teil des WupperPride-Vorstands nahm an der von RUBICON e.V. Köln veranstalteten Fachtag „Anders leben. Anders altern. Neue Perspektiven für Lesben und Schwule“ am 19.03.2010 teil. Nach fünfjähriger lesbisch-schwuler Netzwerk-

Koordination in Köln sollten eine Zwischenbilanz gezogen und zwei künftige Aufgabenfelder in den Blick genommen werden:
– Anforderungen an eine professionelle zielgruppenspezifische Altersarbeit
– „Wie lässt sich der Diversity-Ansatz in der Altersarbeit in Bezug auf gleichgeschlechtliche Lebensformen stärken?“.

Bereits 2010 konnten von WupperPride e.V. eine SchwuLesBische Kulturwoche und ein Christopher Street Day (CSD) realisiert werden. In Kooperation mit der Bergischen VHS (Fachbereichsleitung Gesundheitsbildung und kulturelle Bildung) wurde am 9. August ein Impulsworkshop „Lesben und Schwule im Alter“ veranstaltet. Unter der Frage: „Wie gestalten Lesben und Schwule ihr Alter selbst?“ führten die Referent*innen Carolina Brauckmann und Markus Schupp (damals RUBICON Köln) in die Netzwerkarbeit ein und bilanzieren den aktuellen Diskussionsstand:

– Offene Altenarbeit / Seniorennetzwerke
– „Welchen Formen der Diskriminierung und Homophobie begegnen Lesben und Schwule heute in traditionellen Altenhilfestrukturen vom Altersheim bis zum Seniorenbeirat?“
– „Wie müsste eine Ausbildung aussehen, die den Forderungen des Pflege-Weiterentwicklungsgesetzes nach geschlechtsspezifischer und kultursensibler Pflege auch für Lesben und Schwule gerecht wird?“.

Zu diesem Workshop kamen ca. 45 Personen. Vertreten waren u.a. der Sozialdezernent der Stadt Wuppertal, ein Vorstandsmitglied der Caritas Wuppertal/Solingen, Pflegedienstleitungen und mehrheitlich Community-Mitglieder.

Ab 2011 wurde im Ministerium für Gesundheit, Emanzipation, Pflege und Alter (MGEPA) auf NRW-Landesebene ein Aktionsplan gegen Homo- und Transphobie erarbeitet. WupperPride thematisierte daraufhin während des CSD 2011, wie der Aktionsplan auf kommunale Ebene heruntergebrochen werden könnte. Die Podiumsdiskussion mit der Staatssekretärin Marlis Bredehorst (MGEPA), der Gleichstellungsbeauftragten der Stadt Wuppertal, dem Leiter der Diakonie Wuppertal, der Polizeipräsidentin, einer Ärztin für Allgemeinmedizin und Psychotherapie und anderen „verhallte“: Verwaltungshandeln kann nicht zielgerichtete, appellative Impulse nicht aufnehmen. Bedarfe einer diskriminierten Minderheit müssen sprachlich und strukturell „kompatibel gemacht“ werden.

Diese Kompatibilität wurde ermöglicht, als Ende 2011 die NRW-Regierung die Fachstellen „Koordination der Lesbischen Seniorinnenarbeit in NRW“ (Carolina Brauckmann) und „Koordination der Schwulen Seniorenarbeit in NRW“ (Georg Roth) einrichtete. Das gemeinsame Motto der Arbeit lautet: „immer dabei – ältere Lesben und Schwule in NRW.[3]

Mit Unterstützung dieser Landeskoordinationsstellen fand am **25. Juni 2013** ein **1. Fachaustausch zum Thema „Gleichgeschlechtliche Lebensformen im Alter“** im Elberfelder Rathaus statt. Eingeladen hatten die Landeskoordinationsstellen, WupperPride e. V. und die Stadt Wuppertal. Vertreten war die Stadt Wuppertal durch den Sozialdezernenten, die Leitung ‚Fachbereich Soziale Planung’, die Seniorenkoordinatorin und die Gleichstellungsstelle für Frau und Mann.

Vertreten war darüber hinaus die Arbeitsgemeinschaft Freie Wohlfahrtspflege Wuppertal durch ihren Sprecher, die Community durch den Vorstand von WupperPride e.V., eine Vertreterin der Fraktion B’ 90/Die Grünen im Rat der Stadt Wuppertal und einen Mitarbeiter der AIDS-Hilfe Wuppertal.
Ebenso nahm der Leiter des städtischen Eigenbetriebs ‚Alten- und Altenpflegeheime’, eine Vertreterin des Fachbereichs ‚Senioren und Freizeit’, eine Vertreterin des Caritasverbands Wuppertal/Solingen, ein Vertreter von ZWAR Wuppertal (Zwischen Arbeit und Ruhestand), die Leiterin eines Mehrgenerationenhauses, die Leiterin der Abteilung ‚Familienbildung’ der Bergischen VHS und eine Mitarbeiterin der AWO Wuppertal teil.

Bereits am **4. Juli 2014** fand ein **Anschlussgespräch** statt, zu dem der Leiter des städtischen Eigenbetriebs ‚Alten- und Altenpflegeheime’ Communityvertreter*innen einlud. Vertreten waren darüber hinaus die Mitarbeiterin des Fachbereichs ‚Senioren und Freizeit’ und die Leiterin des Mehrgenerationenhauses. Die alternde Community sollte als Zielgruppe gewonnen und die Interessen und Bedarfe von älteren Lesben und Schwulen unterstützt werden. Deshalb sollten in einem ersten Schritt bestehende Orte der Offenen Seniorenarbeit für Aktivitäten von älteren Lesben und Schwulen geöffnet werden.

Daraufhin wurde am 18. Juli ein Aufruf an die Community gestartet: „Wollen wir als ältere Lesben und Schwule sichtbarer werden – sichtbarer füreinander und für die ‚Allgemeinbevölkerung’? In der kommunalen Wuppertaler Senior/innen-Arbeit öffnen sich jetzt dafür Türen“. Den Gruppenfindungsprozess hat die AIDS-Hilfe Wuppertal in den ersten Monaten mit Räumen und über ein Jahr mit Personpower unterstützt (Networking, Kontaktaufbau, E-Mail etc.).

Der Gruppenprozess startete im November 2013. Nach anfänglichen Treffen in den Räumen der AIDS-Hilfe konnten seitdem monatlich die Räume des Mehrgenerationenhauses genutzt werden. Zwischenzeitlich kommen, wie in anderen Zusammenhängen auch, fast nur noch schwule Männer zu den Treffen von „Immer dabei. Ältere Lesben und Schwule in Wuppertal“. Teilweise geschieht das mit der Begründung von Lesben, frau habe aus beruflichen Gründen keine Zeit. Die Frauen, die sich zunächst beteiligt hatten, sind alle noch erwerbstätig, im Gegensatz zu den Männern. Nicht mehr erwerbstätige ältere Frauen konnten bisher nicht erreicht werden.

Auf kommunaler Ebene geht der Prozess weiter. Aber ohne den NRW-Aktionsplan, den Einfluss des MGEPA und die tatkräftige Unterstützung der Seniorenkoordinatorin (die Ende 2015 in den Vorruhestand gegangen ist) wäre die weitere Umsetzung auf kommunaler Ebene kaum möglich gewesen.
In einem **2. Fachaustausch (28.04.2014)** wurden Ziele, Wünsche und Möglichkeiten der Netzwerkbildung zusammengetragen (Symbole der Willkommenskultur, Stärkung der Selbstorganisation).
Es ging u.a. um
– die Nutzung städtischer Senior*-innen-Treffs
– die Fortbildung von Mitarbeiter*innen der verschiedenen Träger (Pflegeberatung, Beratungsnetzwerk, Pflegestützpunkte)
– politische Teilhabe (u.a. Seniorenbeirat, Wuppertaler Gesundheits, Alters- und Pflegekonferenz)
– Öffentlichkeitsarbeit (Homepage Stadt Wuppertal, Seniorenwegweiser etc.).

Im Hinblick auf die Kommune ging es um die Verankerung im Gleichstellungsplan, die Absicherung in strategischen Papieren (Altenplan), die Förderung der Netzwerkbildung, mögliche Förderung als ‚Altenclub’ o.Ä., die Nutzung von Regelstrukturen (Abarbeiten einer Roadmap).

Seit April 2014 nimmt WupperPride e.V. als Gast an den Sitzungen des Wuppertaler Seniorenbeirats (4-5 Mal jährlich) teil, seit Mai 2014 auch am AK Seniorennetz Wuppertal (4-5 Mal jährlich). Beim Netzwerk treffen sich Vertreter*innen von Einrichtungen, die offene Senior*innen-Arbeit anbieten (Stadt, Diakonie, Caritas, Paritätischer, evangelische Kirchengemeinden, jüdische Kultusgemeinde, Moscheegemeinde).
Die Auftaktveranstaltung der SchwuLesBischen Kulturtage 2014 konnte kostenneutral im großen Festsaal des Wuppertaler Hofs stattfinden (früher ein städtisches Hotel, jetzt städtische Seniorenresidenz).
Es konnte anschließend über die Veranstaltung in der „SENTAL. Wuppertal-Magazin 50+“ berichtet werden (erscheint vier Mal im Jahr, Auflage 10.000). Die Gruppe „Immer dabei. Ältere Lesben und Schwule in Wuppertal“ stellte sich ebenfalls in der „SENTAL“ vor und kann ihre Termine dort veröffentlichen.

Am **22. Oktober 2014** fand das Treffen zum **3. Wuppertaler Fachaustausch** aus – mit den Tagesordnungspunkten Sachstände, Ideensammlung, Besprechen von offenen Punkten, Projekt-Prioritäten, Zeitplanung für die Umsetzung.
Am **27. Oktober** stellt WupperPride e.V. den **Antrag, Seniorenbeiratsmitglied mit beratender Stimme zu werden**. Nach dem städtischen Genehmigungsverfahren (Hauptausschuss und Rat) stimmten die anwesenden stimmberechtigten Seniorenbeiratsmitglieder dem **Antrag am 17.02.2015 einstimmig** zu.
Durch die Präsenz im Seniorenbeirat und im Seniorennetz werden Lesben (und Schwule) für ehren- und hauptamtliche Akteur*innen in der Senior*innenarbeit sichtbar. Die verschiedenen (und gleichen) Bedarfe von Lesben und Schwulen im Alter gegenüber heterosexuellen Standardbiografien dringen so immer wieder ins Bewusstsein der „Mehrheit“ (Verfolgungsgeschichte, Erinnerungskultur, Biografiearbeit, Schwulenbewegung, Frauen-/Lesbenbewegung).

Beim **4. Fachaustausch** am **18. März 2015** stellte die Gleichstellungsstelle die Subsite „Gleichgeschlechtliches Leben im Alter“ vor. [4]
Während der **SchwuLesBischen Kulturtage 2015** fand am 03.06.2015 ein **Workshop „Ältere Lesben und Schwule in Wuppertal – sichtbar und aktiv!“** in der Bergischen VHS statt, vorrangige Zielgruppe: Community. Gleichstellungsstelle und die Leitung ‚Fachbereich Soziale Planung’ stellten den seit 2013 laufenden Prozess aus Sicht der Stadt dar. Ein Mitglied erzählte von den Gruppentreffen „Immer dabei. Ältere Lesben und Schwule in Wuppertal“. WupperPride machte die Mit-

arbeit im Seniorenbeirat und im Seniorennetz transparent. Carolina Brauckmann und Georg Roth von der „Landesfachberatung gleichgeschlechtliche Lebensweisen in der offenen Senior_innenarbeit in NRW“ stellten das Konzept „Queer im Quartier®“ vor.

Auf dem **CSD 2015** stellten sich zwei **Oberbürgermeister-Kandidat*innen** (SPD, Die Linke) den Fragen nach ihren Vorstellungen zum zukünftigen Umgang mit der **LSBTTI*-Community.** Seit Oktober hat Wuppertal wieder einen SPD-OB, der begonnen hat, „Wahlversprechen“ einzulösen. U.a. wird er den CSD 2016 eröffnen, schreibt er ein Grußwort für das Programmheft etc. Die Auftaktveranstaltung kann wieder kostenneutral im Wuppertaler Hof stattfinden. Aus der Verwaltung heraus gibt es erste Schritte, dass schwule und lesbische Jugendliche und deren Bedarfe in den Blick kommen.

Beim **5. Fachaustausch** am **11. November 2015** stellte die Leiterin ‚Fachbereich Soziale Planung’ den „Masterplan altengerechte Quartiere NRW“ vor.[5] Wie können in der Quartiersentwicklung lesbische und schwule Belange Berücksichtigung finden? Z.B. Quartiersentwickler*innen zu Fortbildungen der Fachberatung, Erweiterung von Fragebögen etc. Carolina Brauckmann stellte ausführlich das Konzept „Queer im Quartier®“ vor.

Angerissen werden konnten
- das nächste Ziel eines Runden Tischs zu LSBTTI* („Querschnittsaufgabe LSBTTI*“ in Anlehnung an den „NRW-Aktionsplan für Gleichstellung und Akzeptanz sexueller und geschlechtliche Vielfalt – gegen Homophobie und Transphobie“), der generationenübergreifend arbeitet (alters-, nicht altengerecht!)
- die Frage, wie die Zielgruppe/n am besten erreicht werden können
- ebenso die Frage nach ‚Symbolen’ der Willkommenskultur – Qualitätssiegel für LSBTTI*-Kultursensibilität von (städtischen) Einrichtungen, Treffs etc.

Am 7. April 2016 fand der 6. Fachaustausch
„Gleichgeschlechtliche Lebensformen im Alter“ statt; der 7. Fachaustausch ist für den 8. September 2016 geplant.

---

1 Alltagswelten – Expertenwelten 12, Stand Dezember 2005, hrsg. v. Schwulen Netzwerk NRW und der LAG Lesben in NRW, S. 26-29.

2 Ebenda, S. 27.

3 http://www.immerdabei.net

4 https://www.wuppertal.de/rathausbuergerservice/verwaltung/gleichstellung_frau_mann/bunt/10237010000627190.php | Abfrage 23.03.2016

5 http://www.mgepa.nrw.de/alter/leben_im_alter/leben_im_quartier/masterplan_altengerechtes__quartier/index.php | Abfrage 23.03.2016

Fotos © Annette Schulz

Ulrike Janz

Kleines Geld und große Pläne !?

Die Anfrage an mich war, einen Workshop zum Thema Geld oder zu den materiellen Grundlagen der Situation von Lesben im Alter zu machen.

Da habe ich direkt gesagt, dass meine persönlichen und politischen (wo ist der Unterschied?) Erfahrungen mich unbedingt einen breiteren Ansatz wählen lassen würden: Die ganz konkreten materiellen Faktoren meiner (lesbischen) Existenz und mein Umgang damit haben ganz viel zu tun mit historischen, politischen und persönlichen Faktoren. Die prägen mich, beeinflussen mein Denken und Fühlen und formen auch meine Identität(en). Über all das wollte ich gerne im Workshop miteinander reden, Gemeinsamkeiten und Unterschiede spürbar werden lassen und miteinander (nach)denken. Dazu als Grundlage eine Powerpoint-Präsentation mit Gedankenanstößen, vielleicht auch ein paar Provokationen, auf jeden Fall Rede- und Denkmaterial.

In zwei Schritten wollte ich mich diesen Fragen nähern. Zunächst wollte ich anhand von Geburtsjahrgängen und einigen markanten Daten einen Eindruck davon bekommen, wie sich die etwa 40 Lesben, die den Workshop gewählt hatten, alters- oder generationenmäßig verteilten: (Abb.1)

Alter	geboren	2. Weltkrieg	Einschulung	20 Jahre	65 Jahre
50	1965	Kriegsenkelin	1971	1985	2030
55	1960	Kriegsenkelin	1966	1980	2025
60	1955	Nachkriegskind	1961	1975	2020
65	1950	Nachkriegskind	1956	1970	2015
70	1945	*Nachkriegskind	1951	1965	2010
75	1940	Kriegs(klein)kind	1946	1960	2005
80	1935	Kriegskind	1941	1955	2000
85	1930	Kriegskind	1936	1950	1995

Abb.1

Die 50er, 60er und 70er Altersgruppen waren alle gut vertreten, die 80er fehlten allerdings.

Im nächsten Schritt ging es dann um zeitgeschichtliche, soziale und politische Faktoren und Phänomene, die in unseren Leben von Bedeutung sein konnten, die uns geprägt haben. Meine Bitte war, dass jede sich aus der großen Fülle drei bis fünf aussucht, von denen sie denkt, dass sie wirklich wichtig waren. Dann erging die Aufforderung, in einer ersten Runde im Kleingruppengespräch darüber in Austausch zu gehen; hier mein Angebot auf Folie: (Abb.2)

Abb.2

Das Gesprächsangebot in den Kleingruppen wurde mit viel Intensität und gegenseitigem Interesse angenommen. Im kurzen Austausch nach der Runde wurde noch die Friedensbewegung als weiteres prägendes Phänomen benannt.

Im nächsten Schritt ging es dann um Wünsche und Träume, die Lesben im Alter haben könnten, zunächst alle von mir vorweg genommen: (Abb.3)

Abb.3

Auch aus dieser Spirale der Wünsche bat ich wieder, einige persönlich wichtige auszusuchen und in der gleichen Kleingruppe noch einmal darüber in Austausch zu gehen. Wieder folgte eine konzentrierte etwa 15-minütige Gesprächsrunde.

Nach einer Kaffeepause assistierte mir Bea Trampenau bei einem Ranking der fünf wichtigsten Wünsche. Folgendermaßen sah die „Hitliste“ aus:

Platz 1: Gesundheit

Platz 2: Beziehungen/Freundinnen

Platz 3. Liebe

2x Platz 4: Solidarität/Verbundenheit und Sterben lernen

Als weitere, bisher nicht (direkt) benannte Wünsche wurden noch ergänzt: **Geistige Gesundheit, gefordert werden, Sehnsucht, Vernetztheit, Mobilität und Existenzsicherung.**

Danach sah mein Workshop-Plan vor, von den Wünschen zu den Herausforderungen zu gehen und auch hierzu noch einmal in Kleingruppen miteinander zu reden. An dieser Stelle wurden dann verschiedene Vetos aus der Gruppe eingelegt, die in die Richtung zielten, statt über Herausforderungen über gemeinsame (politische) Forderungen zu reden.

Die Herausforderungen seien also hier wie im Workshop nur kurz gezeigt – mir sind sie wichtig, da gesellschaftliche und politische Forderungen ganz entscheidend aus den Herausforderungen, denen wir begegnen, gespeist werden. (Abb. 4)

Danach erfolgte in der Großgruppe eine Sammlung von Forderungen, die ich mitgeschrieben habe und nach dem Workshop zu einem Forderungspapier ausformuliert habe.

Forderungen auf der Tagung des Dachverbands Lesben und Alter 30.10./01.11.2015 (Workshop 2)

- Abschaffung des Ehegattensplittings (inkl. einer auch alten Lesben gemäßen Steuerreform, und s. Antrag Lesbenring im Dt. Frauenrat, aktualisieren)
- Rentenreform/Thema Grundrente
- Mindestlohn: Durchsetzung/angemessene Erhöhung
- „bedingungsloses Grundeinkommen“ – (Forderung an aktuellen Wissenstand anpassen bzgl. Modell etc., und s. Antrag Lesbenring im Dt. Frauenrat, ggf. aktualisieren)
- Unterstützung aller Ideen/Modelle des solidarischen Wirtschaftens – Tauschen, Schenken, Subsistenz, gemeinschaftlich und solidarisch handeln u.v.m. (sowohl innerhalb lesbischer Strukturen, wie auch gesamtgesellschaftlich)
- Schaffung und Erhaltung von bezahlbarem, (auch) alten Lesben adäquatem Wohnraum (sowohl innerhalb lesbischer Strukturen als auch gesamtgesellschaftlich, SAPPHO-Stiftung nutzen und stark machen, reiche Lesben als Stifterinnen gewinnen)
- mit politisch forcierten Konkurrenzen um zu gering Vorhandenes klug und angemessen umgehen (sehr aktuelles Beispiel: Flüchtlinge – Wohnraum)
- Umverteilen!

Abb.4

Ambivalenzen/eventuelle Streitpunkte

Thema Rente: Wollen wir tatsächlich die Anrechnung all unserer geleisteten politischen, sozialen, „ehrenamtlichen“ Arbeit auf eine staatlich/stattliche Rente? Gibt es da etwas, was wir früher keineswegs, und heute doch wollen? (Jedenfalls einige von uns.) Löst eine angemessene Grundrente dieses Dilemma?

Thema sog. „Ehrenamt“: Wann ist es als politische/soziale Arbeit sinnvoll, wann als Nichtbezahlung hochqualifizierter (Frauen/Lesben-)Arbeit absolut unakzeptabel?

Thema BündnispartnerInnen: Klug aussuchen: Wenn es um materielle Grundlagen geht, sind schwule Männer eher nicht die „natürlichen BündnispartnerInnen“!

Thema Solidargemeinschaft = Mangelverwaltung! Oder Prinzip wenig Geld – trotzdem Reichtum als Wert setzen?

Thema gemeinschaftliches Wohnen: keine neue Norm entstehen lassen: „gemeinschaftliches Wohnen ist besser als zweisames“

Zeitschiene

Vermutlich müssen wir differenzieren zwischen Zielen/Forderungen, die kurz- bis mittelfristig umsetzbar sind, und solchen, die wir eher für die nächsten Lesbengenerationen fordern: anfangen, dranbleiben.

Und:
- Vernetzungen vernetzen
- Know-how von Lesben bündeln
- Wissen nicht verloren gehen lassen (Adressverzeichnisse etc.)
- mit Ökonomie-FachLesben nächste Tagung planen
  (Namen: Ruth Becker, Michaela Moser)

Für mich war dieses Workshop-Format ein Novum und auch ein wenig ein Wagnis. Ich bin den Teilnehmerinnen dankbar fürs aktive, konzentrierte Mitmachen und Mitgehen – und für die sehr wertschätzenden Worte der Anerkennung danach.

Foto © Annette Schulz

Eveline Linke (li.) | Ruth Becker (re.)

Ruth Becker | Eveline Linke

Gemeinschaftliche Frauenwohnprojekte – eine attraktive Wohnalternative auch für Lesben?

Gemeinschaftliche Wohnprojekte sind in. Landauf, landab entstehen neue Projekte, und in manchen Städten gibt es inzwischen sogar einen (kleinen) „Grundstücksfond" für Wohnprojekte (und Baugruppen). Allerdings kommen Frauenwohnprojekte (FWPs) dabei nur höchst selten zum Zuge. Immer noch ist die Realisierung eines FWPs eine langwierige und aufreibende Angelegenheit. Trotzdem begeben sich zunehmend Frauen auf diesen Weg.

Ein kurzer Blick in die Geschichte

Die FWPs früherer Jahrhunderte waren eine Antwort auf die Zwänge, die das von Männern unabhängige Wohnen von Frauen nur in sehr engen Grenzen zuließen. Das gilt für die mittelalterlichen Beginen als eine Alternative sehr frommer Frauen, die gleichwohl nicht ins Kloster wollten (oder konnten). Und das gilt in ganz besonderem Maß für die heute leider viel zu wenig bekannten und beachteten Wohnprojekte der ersten Frauenbewegung insbesondere in Deutschland, die unseres Erachtens Vorläuferinnen und Vorbilder der heutigen autonomen FWPs sind bzw. sein könnten.

Die FWPs der ersten Frauenbewegung entstanden, um Frauen, die bis dato ihnen verschlossene gesellschaftliche Bereiche eroberten (Studium, qualifizierte Erwerbstätigkeit), ein von Herkunftsfamilie und Ehe unabhängiges Wohnen zu ermöglichen. Es entstanden Wohnheime (mit Gemeinschaftsflächen und -angeboten) und später auch Wohnhäuser mit Kleinwohnungen, Genossenschaften, sogar Banken. In manchen der Projekte gab es Bildungsangebote, auch wurden sie als Orte zur Entwicklung gemeinschaftlicher politischer Aktivitäten genutzt.

Die zweite Frauenbewegung in Deutschland hat, ohne diese Aktivitäten und Leistungen der ersten wirklich zur Kenntnis zu nehmen, ganz ähnliche Ansätze verfolgt: Sie schuf eigene Räume, in denen Frauen selbstbestimmt und gemeinsam agieren, politische Aktionen planen und neue Ideen entwickeln konnten. Zunächst in Form frauenöffentlicher Räume (Frauenzentren, -buchläden, -Cafes), dann aber auch – zunächst im Rahmen von Hausbesetzungen –, erste FWPs als eine alternative, selbstbestimmte Form des Wohnens. Ein wesentliches Ziel war auch die langfristige Sicherung günstigen Wohnraums für Frauen.

Initiatorinnen und Bewohnerinnen waren vor allem jüngere Feministinnen, darunter viele Lesben. Allerdings bezeichnete sich keines der uns bekannten frühen Projekte als Lesbenprojekt. Politik und Wohnungswirtschaft standen den Initiativen zunächst skeptisch bis dezidiert ablehnend gegenüber.

Daran hat sich inzwischen einiges geändert: Die Initiatorinnen neuerer Projekt sind ebenso wie die überwiegende Mehrzahl der Bewohnerinnen deutlich älter. Neu ist somit auch die stärkere Betonung gegenseitiger Unterstützung, von Gemeinschaftlichkeit gegen die befürchtete Isolation und Einsamkeit im Alter. Geblieben ist der hohe Anspruch, insbesondere die Offenheit für alle Frauen und vor allem für Frauen, die von den unterschiedlichen Formen der Benachteiligung besonders betroffen sind. Zumindest bei den Initiatorinnen geblieben ist auch der feministische Geist: ein anderer Umgang miteinander, andere Formen des Zusammenlebens, und bei einigen auch Eigentum in Frauenhand. Auffällig ist: Nicht immer werden Lesben als Zielgruppe explizit genannt. Manchmal heißt es nur verklausuliert „alle Lebensformen", manchmal aber auch nur „alleinlebende Frauen".

Und wie sieht die Projektrealität aus?

Es gibt zwar zahlreiche Berichte über FWPs, doch wir hatten auf Grund von Gesprächen mit Bewohnerinnen und auch eigener Erfahrungen den Eindruck, dass darin (aus sehr verständlichen Gründen) nicht alles gesagt wird. Wir haben deshalb in den Jahren 2012 und 2013 insgesamt 40 Bewohnerinnen in neun recht unterschiedlichen FWPs, die mindestens 5 Jahre bewohnt sind, befragt. Wichtig war uns dabei zum einen eine strikte Anonymität (sowohl der befragten Frauen als auch der untersuchten Projekte) und zum anderen Bewohnerinnen in unterschiedlichen Lebenssituationen einzubeziehen: Ältere und, soweit vorhanden, Alleinerziehende, Heteras und Lesben, aber auch Bewohnerinnen mit unterschiedlichem Aktivitätsgrad im Projekt. Dieser Ansatz hat sich sehr bewährt und wir haben manches an Einstellungen und Bewertungen erfahren, das so vermutlich im Projekt nicht offen gesagt wird – aber doch wirkt.

Wie wird gemeinschaftliches Wohnen in den Projekten gestaltet?

Was im allgemeinen in den Projekten funktioniert und ganz überwiegend sehr positiv bewertet wird, ist die Alltagskommunikation, die gegenseitige Hilfe in Krankheits- und Notfällen, gemeinsame Aktivitäten in Kleingruppen – alles Aspekte, die das Leben zweifellos angenehmer machen.

Doch darauf soll sich das Gemeinschaftsleben, zumindest nach den Vorstellungen der Initiatorinnen und der Vorbereitungsgruppen, nicht beschränken. Zum Gemeinschaftsleben gehört auch, so ist den Konzepten zu entnehmen, die gemeinschaftliche Erledigung einer Reihe von Aufgaben – von der Entscheidung über die Wiederbelegung frei gewordener Wohnungen, Gestaltung und die Nutzungsbedingungen der Gemeinschaftsflächen bis zu Hausmeisterinnentätigkeiten, die nicht nur aus Kostenspargründen von vielen Projekten in Eigenarbeit übernommen werden.

Um sich über diese gemeinschaftlichen Aktivitäten zu verständigen, gibt es in allen Projekten regelmäßige Treffen, auf denen alles Anstehende besprochen und entschieden werden soll und an denen möglichst alle Bewohnerinnen teilnehmen sollen. Was auf den ersten Blick ebenso harmlos wie sinnvoll erscheint, erweist sich – so ein recht eindeutiges Ergebnis unserer Befragungen – als Hort vielfacher und langanhaltender Ärgernisse. Mit der Folge, dass nach kurzer Zeit nur ein Viertel bis ein Drittel, im guten Fall auch mal bis zur Hälfte der Bewohnerinnen daran teilnehmen. Nun könnte frau denken, kein Problem, zumindest so lange keine die Entscheidungen der aktiven Teilnehmerinnen torpediert. Aber das klappt offenbar nicht. Zum einen, weil über Entscheidungen nicht selten doch gemeckert wird bzw. weil die Nichtteilnahme an den Treffen für manche auch bedeutet, sich den notwendigen Arbeiten zu entziehen – was bei denen, die sich kümmern, verständlichen Ärger hervorruft. Zum anderen, weil den Treffen eine hohe symbolische Bedeutung zugemessen wird – quasi als dem zentralen Indikator des Gemeinschaftlichen.

Die Folge der eher zähen Verläufe der Treffen und der geringen Beteiligung ist eine allseitige Enttäuschung: *Enttäuschung, das ist hier eines der meistgehörten Worte*. Das erstaunt, haben die meisten Interviewten auf unsere Eingangsfragen nach den Erwartungen, die sie vor Einzug an das Leben im Projekt hatten, geantwortet, dass sie eigentlich keine Erwartungen hatten (weshalb sie eigentlich auch nicht enttäuscht sein können).

Die Krux ist – und darin liegt unseres Erachtens ein wesentlicher Schlüssel für das Verständnis dessen, was in den Projekten so häufig schiefläuft – dass sich Initiatorinnen wie Vorbereitungsgruppen davor scheuen, vorab klare Festlegungen und Vereinbarungen zu treffen. Da heißt es häufig: *Alles kann, nichts muss* und: *Wir sind für alle Frauen offen*. Jede kann sich also eingeladen fühlen und hoffen bzw. erwarten, dass es so läuft, wie sie sich das vorstellt (ohne dass sie sich im Vorhinein klar machen muss, was sie sich denn genau vorstellt). Stattdessen wird nach dem Prinzip verfahren: „Es wird sich alles finden."
Und so finden sich in den Projekten sehr unterschiedliche Frauen zusammen.

Die zwei Seiten der Vielfalt

Nun ist Vielfalt inzwischen in vielen gesellschaftlichen Bereichen höchst positiv besetzt, ist fast zu einem „Zauberwort" geworden. Vielfalt malt ein Bild eines fröhlich-bunten Haufens kreativer, synergetisch zusammenwirkender Menschen – das Anti-Ghetto schlechthin (was Stadtplanerinnen wie Wohnungspolitik freut).
Was offensichtlich nicht oder viel zu wenig damit verbunden wird, ist der Zündstoff in dieser Agglomeration der Unterschiedlichkeiten, die unter Umständen Vorstellungen und Bedürfnisse, Grundeinstellungen und Wertvorstellungen zusammenführen, die nur schwer miteinander vereinbar sind. Weil über solche divergierenden Grundeinstellungen in den meisten Fällen weder im Vorfeld noch in der Projektphase gesprochen wird, werden die Differenzen an Hand sinnlos erscheinender Auseinandersetzungen über belanglose „Sachfragen" ausgetragen, ohne dass klar wird, um was es eigentlich geht.
Da zudem (was uns sehr überrascht hat) die Bewohnerinnen erstaunlich wenig voneinander wissen, weder die Lebensgeschichten, noch die besonderen Erfahrungen und Fähigkeiten der einzelnen kennen, fehlen bei solchen Auseinandersetzungen auch die Informationen über die Hintergründe des jeweiligen Verhaltens, die eine Akzeptanz möglicherweise erleichtern würden. Das führt dazu, dass vorhandene Potenziale der Frauen den Projekten nicht zugute kommen, also die positiven Seiten der Vielfalt nicht genutzt werden, sondern u. U. verzerrte Bilder bestehen bleiben. Weil nicht inhaltlich gesprochen wird, gehen die einzelnen von unhinterfragten Vorannahmen aus (*Ich dachte, alle ticken wie ich*), die angesichts der Bandbreite in den Projekten fast unweigerlich zu Enttäuschungen führen müssen und auch die Situation der Lesben in den Projekten massiv beeinflussen können.

> Schließlich hat erst der Feminismus klargestellt, dass die Dominanz des Mannes nicht gott- oder naturgegeben, sondern männergemacht ist.

Die Situation der Lesben in den Projekten

Die These der Gründerin des Bremer Beginenhofs: „Ob lesbisch oder hetero, das ist schnurzegal" können wir nach unseren Gesprächen nicht bestätigen, sondern wollen dem die These entgegenstellen: Feminismus und Lesben sind verleugnete Triebfedern der gemeinschaftlichen Frauenwohnprojekte (wobei Ausnahmen wie immer die Regel bestätigen).

Frauenwohnprojekte sind nicht nur aus historischen Gründen ohne Feminismus nicht denkbar und Lesben sind in mehreren Projekten unter den Initiatorinnen und den besonders Aktiven weit überproportional vertreten. Das ist nicht weiter verwunderlich – schließlich hat erst der Feminismus klargestellt, dass die Dominanz des Mannes nicht gott- oder naturgegeben, sondern männergemacht ist. Außerdem liegt es für frauenliebende Frauen besonders nahe, mit Frauen zusammen wohnen zu wollen – kurz: ohne feministische Überzeugung kommt eine frau schwerlich auf die Idee, ein FWP gründen zu wollen und den meist langjährigen Kampf durchzustehen.

Foto © Annette Schulz

> Steckt also in der Kritik und der Unzufriedenheit mit den Bewohnerinnentreffen neben vielem anderen auch ein verdeckter Lesben/Hetera-Konflikt?

Doch das bedeutet leider nicht, dass Feminismus und Lesben nach der Projektrealisierung unhinterfragt sind – und das ist, wie wir meinen, eines der Kernprobleme der Projekte.

Ein Frauenwohnprojekt ist ein *Frauen*projekt und, so möchte eine meinen, allen Beteiligten ist klar, dass hier Männer nicht viel zu suchen und schon gar nichts zu melden haben. Aber das wird nicht von allen Bewohnerinnen wirklich akzeptiert. Die Regelungen bezüglich Männern sind zwar im Detail unterschiedlich, aber in kaum einer Projektdarstellung fehlt die Beteuerung, Männer seien „natürlich", ja sogar „herzlich", willkommen. In manchen Projekten dürfen Männer mitwohnen, z. T. zeitlich begrenzt, teilweise auch dauerhaft, nur einen Mietvertrag bekommen sie nicht. Genutzt wird das insgesamt selten und wir haben nur von einem Fall gehört, dass dies zu heftigen Konflikten führte.

Aber es geht in der Kontroverse nicht nur um reale Männer. In unseren Augen weit problematischer ist die Tatsache, dass einige Bewohnerinnen Männer als Gruppe vermissen (*Hier fehlt die Hälfte der Menschheit*), und zwar die Hälfte, die in den Augen dieser Bewohnerinnen besondere Qualitäten haben, die dem Projekt zugute kommen würden. Wir haben in unseren Gesprächen einige Male gehört, dass die Beteiligung von Männern Diskussionen versachlichen würde. Manche Bewohnerinnen haben, so mussten wir erfahren, ein recht negatives Frauenbild, das insbesondere typische negative (Vor)Urteile übernimmt und mit typischen Begriffen belegt.
Da ist dann von „Gezicke" die Rede, ohne auch nur im mindesten zu berücksichtigen, dass es sich um Reaktionen auf die Frauen auferlegten Zumutungen und Einschränkungen handelt. Wohlwollend wird allenfalls unterstellt, Frauen hätten keine „Streitrituale" und es

fehle ihnen die angeblich *direktere Art der Männer*, was allerdings nicht verhindert, das Mitbewohnerinnen eine direktere Art als Aggressivität oder unziemliches „männliches Verhalten“ vorgeworfen wird.

In den Projekten, in denen offene Lesben wohnen, gehören sie ganz überwiegend zu den besonders Aktiven, oft auch zu den Initiatorinnen. Sie beteiligen sich überdurchschnittlich häufig an den Bewohnerinnentreffen, den verschiedenen Arbeiten und Aufgaben und auch an der Vertretung der Projekte nach außen, z. B. an Infoständen, bei Projekttagen u. ä.

Doch diese Aktivitäten stoßen nicht auf ungeteilte Zustimmung. Einige heterosexuelle Bewohnerinnen konzedieren zwar, dass *ohne die Lesben nichts laufen würde*, kritisieren aber gleichzeitig, dass die Lesben *die Richtung bestimmen* würden.
Steckt also in der Kritik und der Unzufriedenheit mit den Bewohnerinnentreffen neben vielem anderen auch ein verdeckter Lesben/Hetera-Konflikt?
Wendet sich der Dominanz- und Hierarchie-Vorwurf, der uns so häufig als Grund für Enttäuschungen genannt wurde, in manchen Projekten vor allem gegen aktive Lesben? Werden die Verhältnisse als undemokratisch empfunden, weil Lesben zu viel zu sagen haben? Das hat keine so gesagt, aber es gibt doch einige Indizien dafür: So meinte eine Hetera aus einem Projekt mit rund 20 % Lesben, es gäbe zwar keine wirklichen Vorurteile gegen Lesben, auch keine Konflikte, aber sie störte sich doch daran, dass die Lesben zum Beispiel an Infoständen das Projekt *als das große Lesbenprojekt* darstellen würden. Ähnlich äußerten sich auch Bewohnerinnen anderer Projekte.

In mehreren Projekten hörten wir von latenter Ablehnung gegen lesbische Bewohnerinnen, die insbesondere in Konflikten ausbricht.
Da wird eine dann als „Kampflesbe“ oder „Männerhasserin“ tituliert, oder es wird die von einer Lesbe vertretene Position mit dem „Vorbehalt“ gekontert: „Ist ja klar, dass du das so siehst, bei Deiner Orientierung.“

Lesbische Lebensweise ist immer noch weit davon entfernt, gesellschaftlich wirklich akzeptiert zu sein.

Lesben ja, aber bitte nicht so offen
Nicht wenige heterosexuelle Bewohnerinnen sind offensichtlich der Meinung: Lesben im Projekt ja – aber bitte nicht so viele und nicht so dominant – weder nach außen noch nach innen. „Wenn hier nur noch Lesben einziehen, zieh ich aus“, so eine Bewohnerin. Ob sie es tatsächlich tun würde, werden wir wohl nie erfahren, denn abgesehen von unserem „Lesbenprojekt“ sind (offene) Lesben in allen Projekten weit davon entfernt, zahlenmäßig zu dominieren – ihr Anteil liegt zwischen vermeintlich null und 20 bis 30 % (nur in einem Projekt bei 40 %).

Oft soll das Wort „Lesbe“ nicht nach außen getragen werden. Wir interpretieren das so: Vielen Bewohnerinnen ist offensichtlich die Tatsache, dass sie in einem FWP wohnen (und sich damit ein Stück von dem Bild einer „normalen“ Frau entfernt haben), Abweichung genug. Keinesfalls wollen sie in den Verdacht geraten, lesbisch zu sein.

Für manche Lesben im Projekt ist das eine unakzeptable Zumutung. Sie können und wollen das einseitige Toleranzmodell nicht akzeptieren, das einerseits das Bedürfnis mancher Hetera nach der Akzeptanz von Männern (auch im Projekt) zu respektieren fordert, aber das Bedürfnis von Lesben ablehnt, ihre Lebensweise auch nach außen sichtbar zu machen. Dass dieses Sichtbarmachen politisch wie zumindest für feministische Lesben auch persönlich immer noch dringend geboten ist, beweist nicht zuletzt die ablehnende Haltung mancher heterosexueller Bewohnerinnen. Lesbische Lebensweise ist immer noch weit davon entfernt, gesellschaftlich wirklich akzeptiert zu sein.
Ein unlösbarer Konflikt? Zumindest eine Quelle immer wieder aufbrechender Auseinandersetzungen.

Was heißt das für neue Projekte?
Die Frage stellt sich: Können diese (und andere) Konflikte in neuen Projekten von vorne herein vermieden werden? Weit davon entfernt, hier fertige Rezepte vorzuschlagen, wollen wir doch einige Schlussfolgerungen vorstellen, die wir aus unseren Befragungen zu ziehen geneigt sind.

1. Bei der Initiierung eines Frauenwohnprojekts ist es u. E. eminent wichtig, von Anfang an „Klartext“ zu reden, d. h. von vornherein nicht nur die von den Initiatorinnen angestrebten Ziele klar zu formulieren, sondern auch Verbindlichkeiten explizit zu vereinbaren.

Wie in einem unserer Projekte, in dem die Initiatorinnen nach eigenen Angaben immer wieder ihre Vorstellungen dargelegt und so bewirkt haben, *dass die Richtigen kamen*.

2. Das bedeutet auch, mit feministischen Überzeugungen nicht hinter dem Berg zu halten, wollen die Initiatorinnen nicht später mit Mitbewohnerinnen konfrontiert sein, denen „das Männliche“ fehlt. Dabei geht es nicht um die heterosexuelle Orientierung, wie wir an einem Projekt sehen konnten, in dem überwiegend Frauen mit aktiven heterosexuellen Beziehungen leben. Sie haben sich aber (aus guten feministischen Gründen) entschieden, ihre Kinder in einem Frauenkontext großzuziehen und ihre Partner draußen zu lassen. Sondern es geht um die Bereitschaft aller Beteiligten, sich mit den immer noch vorherrschenden Geschlechterkonstruktionen, ihren Zuschreibungen und Zumutungen und den „inkorporierten“ Weiblichkeiten kritisch auseinanderzusetzen.
Mit Frauen, die Feminismus für überholt, als für sie nicht passend oder für überflüssig halten, mit Frauen, die sich der Erkenntnis versagen, dass, wie Tina Thürmer-Rohr es schon 1987 formulierte, „Männlichkeit und Weiblichkeit historische Geschlechtskrankheiten“ sind, die tief in unsere Vorstellungen und Verhaltensweisen hineinwirken und noch längst nicht überwunden sind, wird es kaum gelingen, konstruktiv über die Veränderung der Verhaltens-, Umgangs-, Wohn- und Lebensweisen nachzudenken und zu diskutieren. Solche Post- und Antifeministinnen finden sich in den heutigen Projekten in nicht unerheblicher Zahl. Doch ohne Feminismus geht ein wesentliches Ziel der FWPs verloren.

3. Für Lesben, denen es wichtig ist, dass ihr Projekt innen wie außen auch als Lesbenprojekt verstanden bzw. gesehen wird, ist es u. E. unumgänglich, dies von vorne herein klarzulegen. Das bedeutet nicht notwendigerweise, ein Projekt ausschließlich für Lesben zu gründen (obwohl das sicher reizvoll sein kann). Sondern dafür zu sorgen, dass sich nur Frauen angezogen fühlen, die keine Angst davor haben, möglicherweise als Lesbe zu gelten, unabhängig davon, wie sie leben bzw. sich selbst definieren. Es gibt zweifellos viele solcher Mitstreiterinnen, auch in den von uns untersuchten Projekten. Aber es gibt leider auch, wie gezeigt, eine relevante Anzahl von Frauen, die damit erhebliche Probleme haben, was nicht ohne Folgen für die Kommunikation im Projekt bleibt.

4. Initiatorinnen von FWPs, die ja nicht selten WG-Erfahrung haben, sollten sich daran erinnern, was eine Bewohnerin so formulierte: *In 'ner WG muss man sich mögen und wirklich Interesse aneinander haben. Das hat sonst keinen Zweck.* In der Hausgemeinschaft kann frau sich zwar entziehen, wenn die Sympathie fehlt, aber dann wird es mit dem Gemeinschaftlichen schwierig.

Sympathie und Neugier füreinander sind nach allen Erfahrungen die unabdingbaren Voraussetzungen für anregende Kommunikation, konstruktiven Streit, für tragbare Kompromisse und die Bereitschaft, mit den immer noch zur Genüge vorhandenen Differenzen halbwegs vernünftig umzugehen. Die Initiatorinnen eines Projekts dürfen nicht nur, sie müssen dafür Sorge tragen, dass die in „ihr“ Projekt kommen, mit denen sie wollen und die miteinander wollen. Zumindest, wenn sie mit Gemeinschaft auch eine größere Nähe wünschen.

Zum Weiterlesen:
Ruth Becker, Eveline Linke (2015): Mehr als schöner Wohnen. Frauenwohnprojekte zwischen Euphorie und Ernüchterung. Ulrike Helmer Verlag, 258 Seiten, ISBN 978-3-89741-379-5.

Ruth Becker (2009): Frauenwohnprojekte - keine Utopie. Ein Leitfaden zur Entwicklung autonomer Frauen(wohn)räume mit einer Dokumentation realisierter Projekte in Deutschland. Studien Netzwerk Frauenforschung NRW Nr. 3 (582 Seiten), **www.frauenwohnprojekte.de**

Zu den Wohnprojekten der ersten Frauenbewegung:
Ulla Terlinden, Susanna von Oertzen (2006): Die Wohnungsfrage ist Frauensache. Frauenbewegung und Wohnreform 1870 bis 1933. Dietrich Reimer, Berlin

Rechts- und Finanzierungsformen : siehe folgende Seite (Kasten)

Rechts- und Finanzierungsformen

Die bisherigen FWPs wurden in sehr unterschiedlichen Rechts- und Finanzierungsformen realisiert:

- **Mietwohnungen traditioneller Vermieter** (private InvestorInnen, kommunale oder öffentliche Wohnungsbaugesellschaften, alte Wohnungsbaugenossenschaften)
- **Mietwohnungen alternativer Eigentümer** (Frauenstiftung, gemeinnützige GmbH einer Fraueninitiative, mitwohnende (lesbische) Eigentümerin)
- **gemeinschaftliches Eigentum** (einer neu gegründeten Frauenwohngenossenschaft, gegebenenfalls unter dem Dach einer neugegründeten Dachgenossenschaft)
- **Einzeleigentum im Rahmen des Wohnungseigentumsgesetz** (WEG)
- **Zweistufiges Modell des Mietshäusersyndikats.**

Bei allen Rechtsformen können (soweit in dem jeweiligen Bundesland Mittel hierzu zur Verfügung stehen, was in den einzelnen Bundesländern stark differiert) Sozialwohnungsbaumittel für alle oder einen Teil der Wohnungen beantragt werden, was nicht wenige Frauenwohnprojekte auch genutzt haben.

Jede der Rechts- und Finanzierungsformen hat sowohl Vor- als auch Nachteile, die hier nicht im Detail ausgeführt werden können[1]. Grundsätzlich gilt: Je höher die Einfluss- und Entscheidungsmöglichkeiten der Bewohnerinnen, desto höher sind die erforderlichen Finanzmittel. Bei Mietwohnungen traditioneller VermieterInnen wird in der Regel versucht, über einen Kooperationsvertrag insbesondere ein Entscheidungsrecht bei der Belegung der Wohnungen zu vereinbaren. Dies erfordert allerdings, dass entweder rechtzeitig eine neue Bewohnerin gefunden oder ein zeitweiliger Leerstand von den Bewohnerinnen getragen wird. Letztlich sind die Bewohnerinnen jedoch vom Goodwill der VermieterIn abhängig.

Größer sind die Einflussmöglichkeiten bei alternativen Eigentümerinnen. Doch sind solche mit ausreichenden Finanzmitteln (aus den bekannten Gründen der ökonomischen Benachteiligung von Frauen) rar gesät, trotz der steuerlichen Vorteile, die Stiftungen und gGmbHs genießen. Die Sappho-Stiftung ist bereits an mehreren Projekten beteiligt, durch eine gGmbH ist bisher nur ein Projekt realisiert worden, ein weiteres ist in Planung.

Die Idee der Neugründung einer (Frauen)wohngenossenschaft wurde und wird von vielen Projekten anfänglich verfolgt, doch nur selten realisiert. Das liegt nicht nur an den formalen Anforderungen (die inzwischen etwas gelockert wurden), sondern an den erforderlichen Finanzmitteln. Kann eine neu gegründete Genossenschaft doch im Gegensatz zu den Altgenossenschaften nicht auf Einnahmen aus entschuldeten Beständen zurückgreifen, sondern muss Eigenmittel in der Höhe aufbringen, die auch bei Einzeleigentum notwendig sind. Gelungen sind FWPs neu gegründeter Genossenschaften denn auch nur, wenn wenigstens ein Teil der Wohnungen öffentlich gefördert wurde.

Für Frauen mit etwas Geld kann auch die Realisierung eines FWPs im Rahmen des WEG (Eigentumswohnungen) durchaus reizvoll sein, insbesondere bei den derzeit vergleichsweise niedrigen Zinsen für Baukredite. Klar ist allerdings auch, dass ein solches Modell mittel- bis langfristig nur funktioniert, wenn die Eigentümerinnen sich dem Gedanken des Gemeinschaftlichen wirklich verpflichtet fühlen und ihre Wohnungen nicht bei Verkauf oder Fremdvermietung an die (oder den!) Meistbietenden verkaufen oder vermieten, ohne Rücksicht auf den ursprünglichen Projektgedanken. Rechtlich bindende Vereinbarungen, dies zu verhindern, sind bisher noch nirgends realisiert worden und es ist auch zweifelhaft, ob solche wirklich tragfähig wären.

Beim zweistufigen Modell des Mietshäusersyndikats wird versucht, über eine GmbH mit zwei Gesellschaftern (dem Projekt und dem Syndikat) eine langfristige Bindung des Projekts zu erreichen und (ähnlich wie bei einer Genossenschaft) langfristig aus Überschüssen bestehender Projekte zu akquirieren[2].

---

1 Für detaillierte Informationen siehe Ruth Becker (2009): Frauenwohnprojekte - keine Utopie. Ein Leitfaden zur Entwicklung autonomer Frauen(wohn)räume mit einer Dokumentation realisierter Projekte in Deutschland. Studien Netzwerk Frauenforschung NRW Nr. 3 (582 Seiten, 10 €, erhältlich über ruth.becker@tu-dortmund.de) sowie www.frauenwohnprojekte.de

2 siehe www.syndikat.org/de

Corinne Rufli

Seit dieser Nacht war ich wie verzaubert
Frauenliebende Frauen über siebzig erzählen

Verlag Hier und Jetzt, 2015

Alle Pressestimmen und Lesungen siehe: **www.lesbengeschichte.ch**

»Meine Liebe zu Karin machte mich frei.«

Eva Schweizer, 75, Aargau

Eva Schweizer (1941) ist geschieden, Mutter zweier Adoptivkinder und sechsfache Grossmutter. Sie war als Heilpädagogin tätig. Seit 35 Jahren lebt sie glücklich mit Karin zusammen. Nur mühsam hat Eva sich von ihrem engen pietistischen Herkunftsmilieu emanzipiert und zu ihrer Identität gefunden.

Hans verliebte sich sofort in mich. Ich hatte keine vergleichbaren Gefühle für ihn. Wir lernten uns in einem freikirchlichen Ferienlager kennen. Ich war 17 und er 15.
Hans stammt aus einer Heilsarmee-Familie und war felsenfest davon überzeugt, dass wir von Gott für einander bestimmt seien. Er bearbeitete mich so lange, bis auch ich daran glaubte. Schliesslich hatte ich bereits als Zwölfjährige das Versprechen abgelegt, mein Leben Gott zu widmen.

Doch ich wartete vergeblich darauf, dass Gott auch noch die Liebe für unsere Beziehung nachlieferte. Ich redete mir hartnäckig ein, dass es doch noch gut kommen werde.
Meine Eltern schätzten Hans sehr, besonders in seiner Eigenschaft als angehender Pfarrer. Zwei Jahre dauerte unsere Beziehung bis zur Verlobung, vier Jahre bis zur Hochzeit. Ich konnte mich aus dieser Schlinge nicht mehr herauswinden. Ich entwickelte Hautallergien und Heuschnupfen. Ich kaute Fingernägel bis aufs Blut. Am Hochzeitstag musste ich einen Kamillendampf machen, weil ich mit völlig verquollenen Augen erwacht war. Sehenden Auges ging ich in die Falle, und diese schnappte nun zu. Ich hatte in meiner Naivität »Ja« gesagt. Ich war 25, als ich heiratete.
Erst Jahre später erinnerte ich mich wieder, dass meine Mutter manchmal gesagt hatte: »Sie muss dann noch früh genug.« Jetzt verstand ich die Bedeutung dieser Worte: Sie muss früh genug eine Frau werden, einen Mann glücklich machen, Kinder gebären.

Corinne Rufli, Foto © Sandra Ardizzone

Eva Schweizer (li.) und Karin Rüegg, Foto © Siggi Bucher

Ich hatte den Wunsch, Kinder zu haben, obwohl wir keine eigenen bekommen konnten. Ich hoffte, dass sie meinem Leben wieder Sinn geben würden. Ich musste mich entscheiden, entweder weiter als Lehrerin zu unterrichten oder mich um eine Adoption zu bemühen. Ich wählte die Adoption. Wir adoptierten Mitte der 1970er-Jahre zwei Kinder aus Kolumbien. Noch ahnte ich nicht, wie anstrengend es als Mutter sein konnte. (...)

Am 7.7.77 kamen meine Eltern bei einem Unwetter ums Leben. Bis zu diesem Zeitpunkt hatte ich in unkritischer Selbstverständlichkeit meine traditionelle Frauenrolle gelebt. Ich hatte versucht, alle um mich herum glücklich zu machen, meine Eltern, meinen Mann und meine Kinder. Doch der plötzliche Tod der Eltern stellte mein ganzes Werte- und Glaubenssystem völlig auf den Kopf. Ich haderte mit Gott. Hans, der Seelsorger, konnte mit meiner Fassungslosigkeit und meiner abgrundtiefen Wut und Trauer nicht umgehen. Ich fühlte mich sehr allein. Ich verfiel in meinem Innersten in Depressionen. Dennoch hielt ich meine heitere Fassade nach aussen aufrecht. Im privaten Alltag aber hatte ich kaum mehr die nötige Kraft und Geduld für meine Kinder. Ich fühlte mich der Tochter gegenüber ständig als Versagerin. Ich, die angesehene Heilpädagogin, kam mit den eigenen Kindern oft nicht zurecht. Ich, die Fachfrau, die gelernt hatte, im Beruf ihre Wut zu beherrschen, war im häuslichen Kreis sehr oft ärgerlich und unzufrieden. Ich hatte mich nicht mehr im Griff. Schliesslich beanspruchte ich psychiatrische Hilfe. Ich hatte Angst, völlig den Boden unter den Füssen zu verlieren. Dank der ärztlichen Unterstützung und dank der Psychopharmaka, die ich erhielt, fühlte ich mich wieder imstande, mein Leben selbst in die Hand zu nehmen.

Ich begann 1979 im Alter von knapp vierzig Jahren eine Ausbildung zur Erwachsenenkursleiterin. Dieser Schritt brachte die Wende in meinem Leben, da er mich mit meiner späteren Lebenspartnerin zusammenführte. Karin faszinierte mich sogleich. Mir gefielen ihr selbstbewusstes Auftreten und die Offenheit, mit der sie ihre Liebe zu Frauen bekannte. Dass jemand zu seinen Gefühlen stehen kann, war eine ganz neue Erfahrung für mich. Wenn Karin wütend war, zeigte sie ihre Wut, und wenn sie traurig war, zeigte sie ihre Trauer. Im weiteren Verlauf der Ausbildung öffnete sich mir eine neue und attraktive Welt. Ich stand im Austausch mit vielen Frauen, die eine bessere Selbstwahrnehmung und einen freieren Zugang zu ihren Gefühlen hatten als ich, und ich bewunderte sie dafür.
Schliesslich kam der Tag, an dem mir Karin die Frage stellte, die mein Leben verändern sollte: »Was steckt eigentlich hinter deinem immerwährenden heiteren Lächeln?« Diese Frage und die Erkenntnis, dass diese Frau meine Fassade durchschaut hatte, liessen meine seelischen Dämme brechen. Meine ganze Verzweiflung, meine unterdrückte Wut und meine fassungslose Trauer hatten bei Karin

Platz. Ich fand bei ihr mit all meinen inneren Konflikten und mit all meinen ungeordneten Gefühlen Gehör und Verständnis.
Es ist mein Glück, dass ich heute mit einer Frau und gerade mit dieser Frau zusammenleben darf. Meine Liebe zu Karin machte mich frei, endlich konnte ich die Frau sein, die ich bin. Die Frau, die in Ordnung ist, so wie sie ist, die Frau, die liebesfähig ist. Ich hatte mir vorher jegliche Liebesfähigkeit abgesprochen, da ich es nicht geschafft hatte, einen in den Augen vieler Menschen idealen Mann zu lieben. Nicht lieben zu können, war mein tiefster Schmerz – und heute darf ich solche Freude erleben! Doch bis dahin war es ein langer Weg. (...)

Heute leben Karin und ich eine reiche, glückliche Gegenwart: Der Alltag in unserer schönen Wohnung mit prachtvoller Aussicht auf die Berner Alpen und die gute Nachbarschaft bringen uns hohe Lebensqualität. Täglich feiern Karin und ich unser Leben, und wir wachsen immer noch aneinander.
Bis heute führt mich ihre Frage: »Wie geht es dir jetzt, und was würdest du jetzt tun, wenn du allein wärst?« immer wieder zu meinen eigentlichen Wünschen, zum Überdenken festgefahrener Muster, zu mehr Flexibilität und Freiheit.

Nun gehen wir seit 35 Jahren unseren Weg gemeinsam, und wir haben diesen Entscheid keinen Tag bereut. Seit 2009 leben wir ausserdem in einer eingetragenen Partnerschaft und feiern unseren Hochzeitstag jedes Jahr. Wir haben beide sehr viel gewonnen an Selbstbewusstsein und an Freiheit im Umgang mit anderen. Seitdem wir eine Zweitwohnung am Genfersee haben und wir beide pensioniert sind, geniesse ich auch die Freiräume, die wir uns gegenseitig geben. Es ist mir wichtig, einfach einmal eine Woche für mich zu sein und nach meinen eigenen Strukturen und Programmen zu leben. Gleichzeitig dürfen wir darauf vertrauen, dass wir immer wieder dort anknüpfen können, wo wir stehen geblieben sind: Ich verliere Karin nicht, und sie verliert mich nicht.

»Ich bin gerne die, die ich heute bin.«

Karin Rüegg, 78, Aargau

Karin Rüegg (1938) ist Malerin und Dichterin. Nachdem sie ihre Karriere als Opernsängerin aufgegeben hatte, wurde sie in einem kleinen Dorf leidenschaftliche Primarlehrerin. Sie sagt von sich, sie sei dem Teufel vom Karren gesprungen. Nach mehreren Lebenskrisen ist sie seit über dreissig Jahren mit Eva in einer glücklichen Beziehung. Den Ausdruck »lesbisch« mag sie nicht.

»Mit Mitte siebzig begann ich mich zu fragen, welche von meinen Visionen sich im Lauf der Jahre verwirklicht haben. Dabei erinnere ich mich, dass ich mir als Jugendliche vorgestellt habe, einmal in einem Zuhause zu leben jenseits von Enge, mit einem offenen Himmel voller Sterne über mir: einem Ewigkeitsmantel – und zu meinen Füssen die Lichter der Welt. Heute lebe ich so: Nachts sehe ich die Lichter und den Sternenhimmel, und ich fühle mich geborgen. Ich lebe an einem

Ort, wo ich zu Hause bin und glücklich, zusammen mit Eva. Das ist die Krönung des Ganzen: Ich bin nicht mehr alleine unterwegs.«

Über mein Leben nachdenken, heisst, den »Abstieg in den Brunnen meiner Vergangenheit« wagen. Ich spüre, dass ich zurückgehen muss in eine Zeit, in der es für mich noch keine Worte gab. Meine Eltern waren Menschen von sehr unterschiedlicher Herkunft und Wesensart. Mein Vater war aus Angst gemacht, und er verbreitete Angst. Meine Mutter war aus Wörtern gebaut, und sie lehrte mich das Wort. Das Wort war kühl, aber es faszinierte mich.
Als meine Mutter realisierte, dass sie schwanger war, musste sie zur Salzsäule erstarrt sein. Sie war Meisterin im Verdrängen. Was nicht sein durfte, das war nicht! Von da an wird für mich in ihrem Bauch keine Bewegung mehr möglich gewesen sein. Sie schnürte mich ab. Die Angst vor Enge hat mich mein Leben lang begleitet. Ich wurde mit aller Kraft unsichtbar gemacht, sodass an der Hochzeit, als meine Mutter im achten Monat mit mir schwanger war, niemand diesen Umstand wahrgenommen hat. Einen Monat später, im April 1938, kämpften meine Mutter und ich drei Tage und drei Nächte lang um unser je eigenes Leben. Wir gewannen beide, zahlten auch beide den hohen Preis einer Depression, die bei meiner Mutter bis zur Geburt meines Bruders andauerte. Ich hatte eigentlich keine Mutter. Ich habe nur eine vage Erinnerung an eine leere, kalte Welt. Die Leere war während langer Zeit schmerzhaftes Thema meiner Bilder und meiner Gedichte. Es dauerte Jahre, bis mir die Leere zum Raum wurde für Fülle und Erfüllung.

> **»Nicht leer ist die Leere der Raum ist sie dazwischen.«**

Bis heute ringe ich noch gelegentlich mit der Frage: »Bin ich existenzberechtigt?« Trotz Beziehung, Bildern, Gedichten und Erfolg bin ich auch noch heute nicht immer sicher, ob ich sein darf. Dennoch habe ich Schritt für Schritt Fuss gefasst in der Welt. Geholfen haben mir dabei das Schreiben von Gedichten und das Malen. Vielleicht ist meine Lebensleistung, dass ich mir die richtigen Werkzeuge, die richtigen Hilfen geholt habe, um zu überleben. Ich bin ausgesprochen organisiert heute, lebe sehr geordnet und bürgerlich. Gleichzeitig habe ich mir meine Eigenwilligkeit bewahrt. Ich schaffe offenbar immer wieder den Spagat zwischen eigen sein und einen Platz haben in der Welt. (...)

Zum ersten Mal verliebt war ich in der dritten Klasse, und zwar zweifach, in einen Buben und in ein Mädchen. Erst in der Pubertät verschwanden Buben als Liebesobjekte allmählich aus meinem Leben, und zunehmend himmelte ich Mädchen an. Ich wusste jedoch, dass das irgendwie falsch war, und fühlte mich orientierungslos. Als ich dann wirklich realisierte, was mit mir los war, und dass das offensichtlich nicht normal war, fiel ich aus allen Wolken in ein tiefes Loch. Mitte der 1950er-Jahre war das Thema Frauenliebe noch völlig tabu. Ich fühlte mich wie in einem Dornröschenschloss, verwachsen und verwunschen. Ich kämpfte mich alleine durch dieses Dickicht. Frauenliebe gab es nicht. Das war eine verrücktmachende Situation: Es gab mich nicht. Ich wanderte verstört durch die Welt, wusste nicht, wer ich war und wozu ich war. Es gab weder Wörter noch Bilder für meine Empfindungen. Meine Verliebtheiten waren einerseits Rettungsanker, die mich emotional am Leben hielten, andererseits zerrissen sie mich.
Überlebt habe ich diesen Zustand mit der Überzeugung, dass, wer in einen Tunnel hineinfährt, auch wieder hinausfindet. Das war die Zeit, in der ich – nach einem Opernbesuch in Zürich – mit dem Singen begann, da war ich 16. Singen eröffnete mir einen Überlebensweg. Das Lied vom »Nöck«: »Wer singt, darf in den Himmel gehn« traf einen Nerv in mir. Ich war plötzlich überzeugt, dass ich als Künstlerin einen Ort bei Gott und den Menschen finden würde. Musik wurde für viele Jahre zum tragenden Element meines Lebens. Ich wollte Sängerin werden, und ich wurde es auch. (...)

Mit dreissig wechselte ich vom Theater ins Lehrerinnenseminar – das war eine gute Entscheidung. Ich wurde eine leidenschaftliche Lehrerin. (...) Neben meinem späteren Beruf war ich noch immer einsam. In einer schönen Wohnung zwar, aber allein, und ich litt zunehmend darunter. Mit Ende Dreissig fuhr ich einmal nach Zürich und besuchte eine Frauenbar. Dort schaute ich mich um, fand mich aber in diesem Milieu nicht zurecht.
In meinem Alleinsein kam mir die Möglichkeit einer Ausbildung zur Erwachsenenbildnerin sehr gelegen. Ich stieg mit Begeisterung ein, und ich legte von Anfang an offen, dass ich Frauen liebe. Das befremdete zwar einige, andere aber schätzten meine Offenheit. Die Ausbildungsgruppe bestand fast ausschliesslich aus Frauen. Unter diesen Frauen fiel mir eine auf. Eva hatte einen fliessenden, weichen Gang wie eine Katze und langes, blondes Haar wie eine Prinzessin. Sie war für mich wie eine Erscheinung aus einer anderen Welt. Eva stammte aus einem anderen, gutbürgerlichen Umfeld. Sie war verheiratet, hatte Kinder und war hoch angesehen. Sie und ich? Nein, wir passten überhaupt nicht zusammen. Ich, zwar Lehrerin, aber »dem Teufel vom Karren gesprungen«, und Eva, eine Prinzessin ...
Damals griff der Zufall ein. Während einer Weiterbildungswoche ergab es sich, dass Eva und ich im selben Zimmer untergebracht waren, und es entstand zwi-

Foto © Annette Schulz

schen uns eine Atmosphäre absichtsloser Zärtlichkeit, die unsere Tage unausgesprochen verklärte. Dann kam der legendäre Abend, der entscheidende Folgen für unser beider Leben hatte. (...)

Wir machten uns also auf einen gemeinsamen, lebenslangen Weg. Es gab kein Zurück mehr. Für mich war die Aufgabe, die sich in der Folge stellte, vergleichsweise einfach: Ich lenkte mein schwankendes Lebensschiff in einen sicheren Hafen. Eva dagegen musste sich aus sehr engen Verflechtungen lösen, um freie Fahrt für ihr Leben zu gewinnen. Doch sie hat den Schritt gewagt. (...)

Für mich war Eva von Anfang an das Zentralgestirn, um das ich kreiste, und wir erlebten am Anfang unserer Beziehung eine Zeit himmelhoch-jauchzender Freude. Ich wünschte mir nichts mehr, als Eva glücklich zu machen. Im Gegenzug sollte sie mich meiner Existenz vergewissern. Das war für uns beide eine zu grosse Aufgabe. Wir mussten einsehen, dass wir uns nicht gegenseitig erlösen konnten.

Letztlich haben wir gelernt, mit unseren Unterschiedlichkeiten zu leben und uns gegenseitig zu ergänzen und zu bereichern. Eva soll ihre Stärken bei mir leben können. Es entlastet mich, wenn ich eine starke Partnerin an meiner Seite habe. (...)

Wir benannten unserer Liebe nicht, wir leben sie. Das Wort »lesbisch« mag ich gar nicht. Ich liebe Frauen, ich liebe Eva. Heute trete ich immer selbstbewusster und offener auf, ich erwarte Respekt, so wie ich auch anderen Respekt entgegenbringe. Wunderbar ist, dass ich heute gerne die bin, die ich bin. Meine Lebenskreise fügen sich wie ein Glasperlenspiel. Ich fühle mich geerdet und kohärent, voller Dankbarkeit, dass ich mit dir, Eva, unterwegs sein darf: Ich bin wie ich bin, und es ist gut so.

> **»Erwarte**
> **nicht das Glück**
> **finde es**
> **wenn du heimkehrst**
> **an die Tür**
> **deines Herzens**
> **gelehnt«**

Aufgeschrieben und gekürzt von Corinne Rufli

Fotos © Annette Schulz

Foto © Annette Schulz

Foto © Annette Schulz

Foto © Annette Schulz

Vor Beginn der Fachtagung:
Besuch der vielbeachteten Ausstellung „Homosexualität_en“,
die gemeinsam vom Deutschen Historischen Museum und dem
Schwulen Museum Berlin präsentiert wurde.

Anhang

Unsere Referentinnen

Dr. Kirsten Plötz, Hannover
freiberufliche Historikerin, Biografin und Autorin (z. B. „Lesbische ALTERnativen“ und „Als fehle die bessere Hälfte“).
Aktuelles Forschungsprojekt: Diskriminierungen gegenüber lesbischer Liebe von den Anfängen des Landes Hessen bis in die 1980er Jahre | http://die-andere-biografie.de/

Carolina Brauckmann, Köln
Kommunikationstrainerin, Singer/Songwriter, eine der vier Sprecherinnen des Dachverbands Lesben und Alter
Landesfachberatung Gleichgeschlechtliche Lebensweisen in der Senior_innenarbeit in NRW; c/o rubicon e.V. Köln | http://www.carolinabrauckmann.de/

Anne Simon, Wuppertal
freiberuflich als Beraterin und Supervisorin in eigener Praxis tätig
im Vorstand von Wupperpride e.V. organisiert, der seit 2010 in Wuppertal den CSD und die jährliche SchwulLesbische Kuturwoche organisiert und verantwortet
http://www.wupperpride.de/

Ulrike Janz, Dortmund
Dipl. Psych., beruflich im Bereich feministischer Anti-Gewalt-Arbeit tätig,
langjährige Mitherausgeberin der Lesbenzeitschrift IHRSINN
als Schreibende, Forschende und aktivistisch Tätige spielt das Thema Lesben und Ökonomie (Arbeit/Armut) eine große Rolle für sie | ulrikejanz[at]web.de

Prof’in i.R. Dr. Ruth Becker, Dortmund
war bis 2009 Professorin für „Frauenforschung und Wohnungswesen in der Raumplanung“ an der TU Dortmund. | ruth.becker[at]tu-dortmund.de

Eveline Linke
Architektin, hat die Internet-Datenbank zu Frauenwohnprojekten in Deutschland entwickelt | http://www.frauenwohnprojekte.de

Corinne Rufli, Baden (Schweiz)
Journalistin und Historikerin, Autorin des Buchs „Seit dieser Nacht war ich wie verzaubert“ - Frauenliebende Frauen über siebzig erzählen | forscht zur Frauen- und Lesbengeschichte
corinne.rufli[at]gmail.com, www.lesbengeschichte.ch

Über Lesben und Alter

Von der Vernetzung zum Dachverband
Als Ergebnis der seit 2004 bestehenden Vernetzung, die zu dem Thema „Lesben und Alter“ arbeitete, wurde im Verlauf der 5. bundesweiten Fachtagung „Lesben und Alter“ am 1. November 2009 der Dachverband Lesben und Alter gegründet. Gründerinnen sind Vertreterinnen von Lesbenprojekten, Lesben- und Schwulenberatungsstellen, frauenspezifischen Einrichtungen sowie einzelne Fachfrauen, die das Arbeitsfeld entscheidend mitprägen.

Unsere Ziele
Gestützt auf die in der wissenschaftlichen Literatur vertretene These, dass sich zwischen drei und zehn Prozent der Bevölkerung selbst als lesbisch bzw. schwul identifiziert, können wir in Deutschland von mindestens 500.000 lesbisch lebenden Frauen ausgehen, die 65 Jahre und älter sind. Die errechnete Zahl basiert auf dem Zensus von 2011[1]. Ihre Interessen werden kaum wahrgenommen. Die Ausblendung der homosexuellen Minderheit ist generell ein Merkmal der heterozentrierten Mehrheitsgesellschaft. In Bezug auf lesbisch lebende Frauen verstärkt sich der Nichtwahrnehmungs-Effekt durch die gesellschaftliche Ungleichbewertung von Männlichkeit und Weiblichkeit.

Ziel des Dachverbandes ist es daher, sich für die Lebenslage älterer und alter lesbisch lebender Frauen einzusetzen, ihre Interessen gegenüber Politik und Verbänden zu artikulieren und sich für eine spezifisch lesbische Vielfalt und Teilhabe im Alter starkzumachen.

Der Dachverband kooperiert punktuell mit der Bundesinteressenvertretung Schwule Senioren e. V. (BISS). Es geht darum, die Lebenslage gleichgeschlechtlich orientierter Senior_innen in den Bereichen Alterssicherung, Wohnen, Pflege, bürgerschaftliches Engagement und Partizipation zu verbessern. Eingefordert werden darüber hinaus Forschungsprojekte, die die Gesundheitsprävention und Pflege im Fokus haben.

Unsere Angebote
Der Dachverband Lesben und Alter unterstützt seine Mitgliedsorganisationen mit Expertise und Öffentlichkeitsarbeit bei Veranstaltungen zu altersrelevanten Themen. Die bundesweiten Fachtagungen „Lesben und Alter“ werden weiterhin fortgesetzt. Zusätzliche regionale Fachtage und Vernetzungstreffen bieten Gelegenheit für eine themenspezifische Vertiefung. Durch Tagungspublikationen, regelmäßigen Newsletter-Versand und eine Service-Homepage werden die Erfahrungen und Erkenntnisse professionell dokumentiert und allen Interessierten zugänglich gemacht.

1 https://ergebnisse.zensus2011.de/#StaticContent:00,BEV_10_3,m,table.

Veranstaltungen des Dachverbands Lesben und Alter

Bundesweite Tagungen:

1. Fachtagung Lesben und Alter
22.-24. 10.2004, Hamburg (organisiert von Intervention e.V.)

2. Fachtagung Lesben und Alter
28.-30.10.2005, Dortmund (organisiert von „Sappho und Methusalem“)

3. Fachtagung Lesben und Alter
17.-19. 11.2006, Berlin (organisiert von RuT-Ra*d* und Tat – Offene Initiative lesbischer Frauen e.V.)

4. Fachtagung Lesben und Alter
30.11.-02.12.2007, Berlin (organisiert von RuT-Ra*d* und Tat – Offene Initiative lesbischer Frauen e.V.)

5. Fachtagung Lesben und Alter
29.10.-01.11.2009, Frauenlandhaus Charlottenberg (organisiert von Intervention e.V.)

6. Fachtagung Lesben und Alter
30.10.-01.11.2015, Berlin (organisiert von RuT-Ra*d* und Tat – Offene Initiative lesbischer Frauen e.V.)

Bundestreffen/Jahrestreffen:

1. Bundestreffen des Dachverbands Lesben und Alter
03.-05. 12.2010, Frauenbildungsstätte Charlottenberg

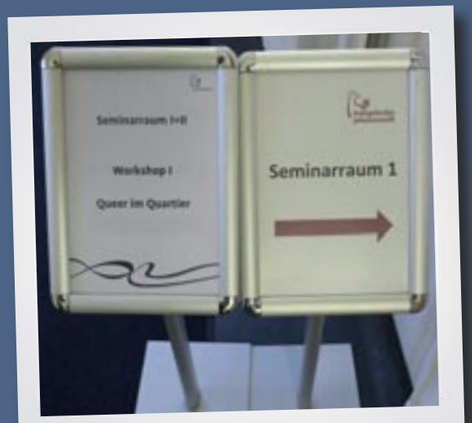
2. Bundestreffen des Dachverbands Lesben und Alter
19.-20. 11.2011, Antifaschistische Bildungsstätte Heideruh

3. Bundestreffen des Dachverbands Lesben und Alter
22.-23. 09.2012, Heideruh

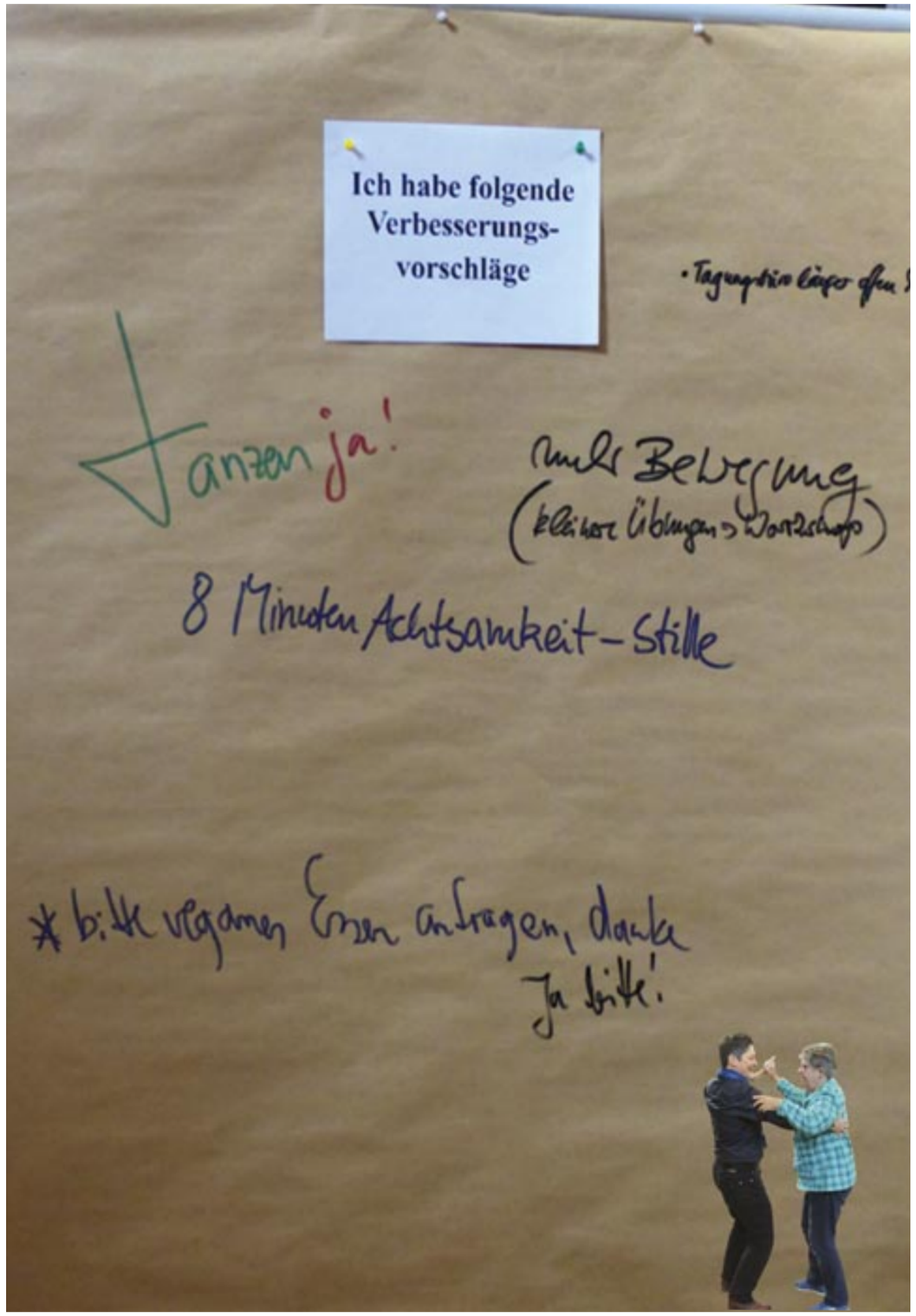
4. Bundestreffen des Dachverbands Lesben und Alter
27.-29. 11. 2014, Heideruh

Die **Sprecherinnentreffen**
finden in regelmäßigen Abständen etwa viermal jährlich statt.

Impressionen von der Fachtagung



Fotos © Annette Schulz



Dachverband Lesben & Alter

PERSPEKTIVE

TEILHABE

PRÄSENZ

VERNETZUNG

www.lesbenundalter.de

Gefördert vom:

Bundesministerium
für Familie, Senioren, Frauen
und Jugend

www.lesbenundalter.de